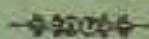


Wort ist Saat,  
reißt zur That!

# Bunte Blätter.



Ein Buch zur Unterhaltung der Jugend.

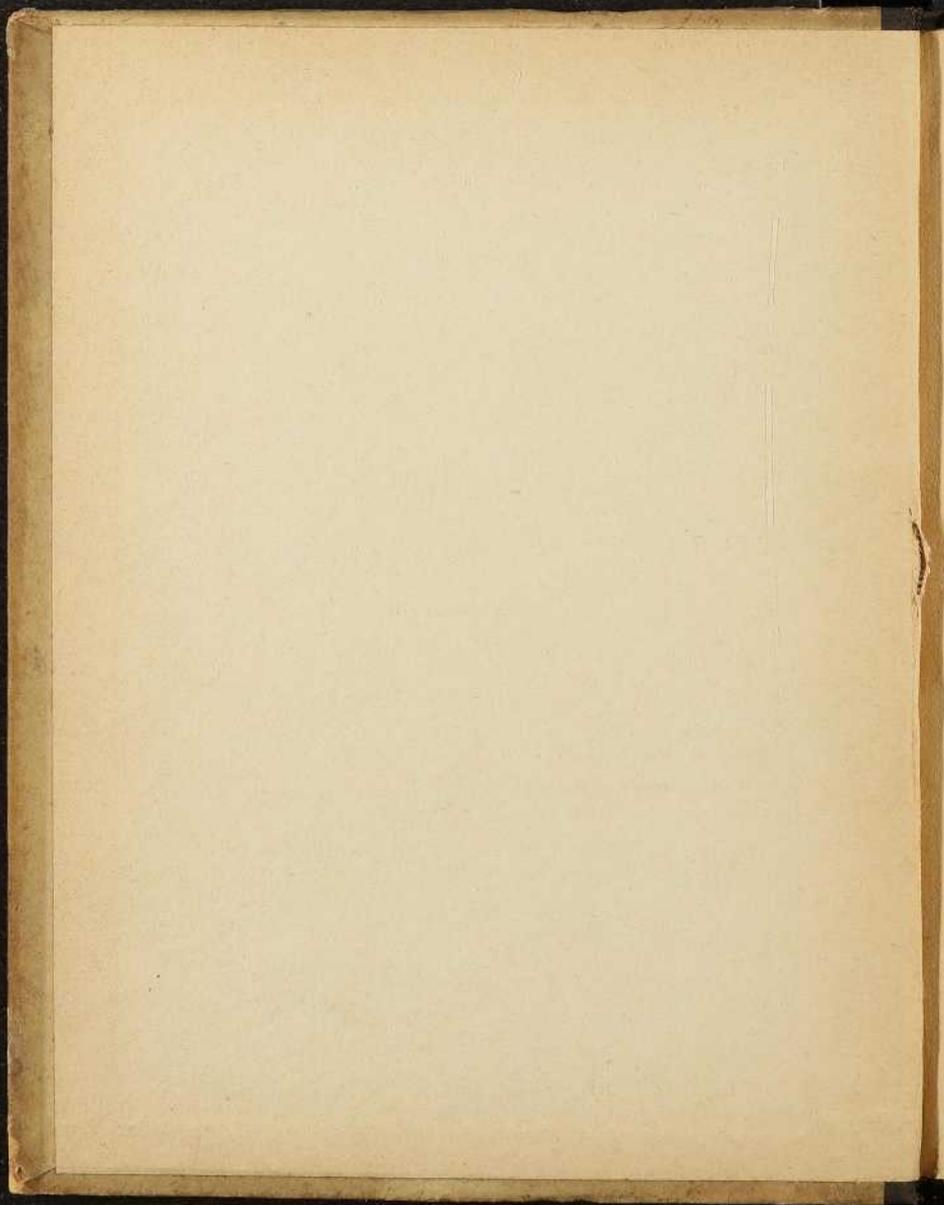
Von

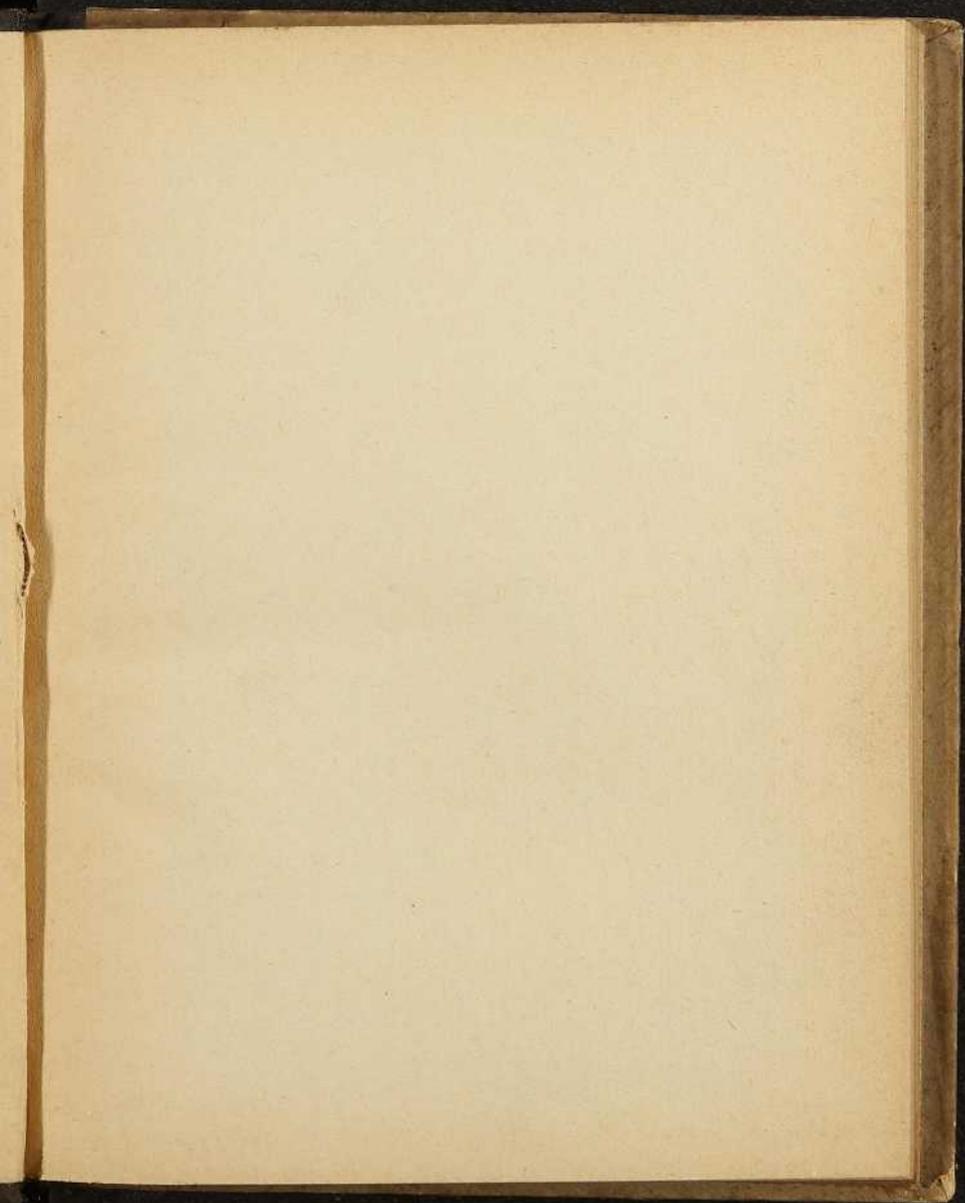
S. Heller und A. Chr. Jessen.

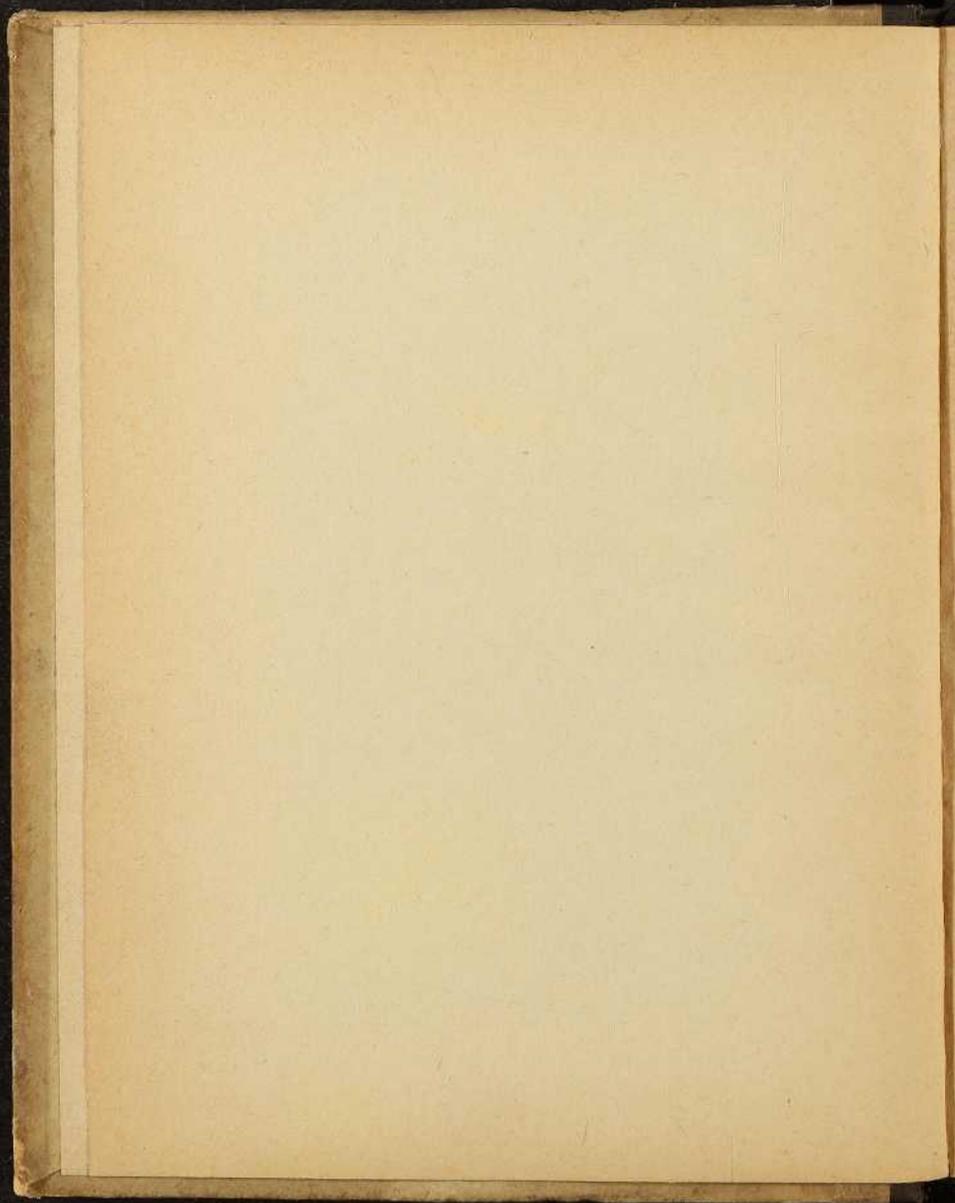
Wien.

Druck und Verlag von Karl Rauch.

16







11832

# Bunte Blätter.

Ein Büchlein  
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben

von

S. Keller und A. Chr. Jessen.

Zweite Auflage.

Wien.

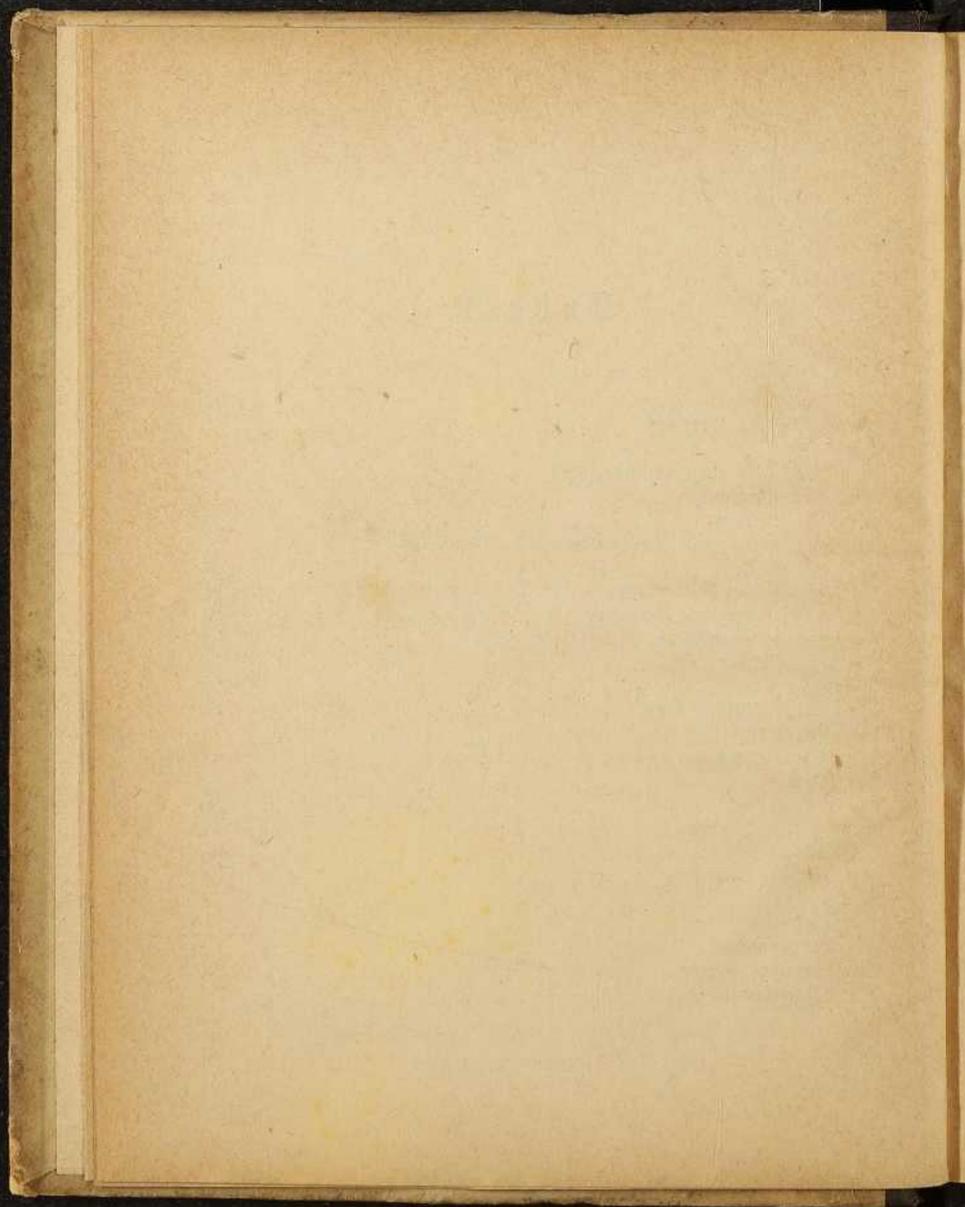
Druck von August Forst.

### Auflösung der Räthsel.

Seite 39: 1. Eisblume. — 2. Siegfried. — 3. Windspiel. —  
4. Reichsapfel. — 5. Augapfel. — 6. Das Wasser der Diamanten.  
— Seite 70: 1. Buch. — 2. Rauchfang. — 3. Trappe — Pappe  
— Lappe.

# Inhalt.

|   | Seite |
|---|-------|
| Der betrogene Betrüger . . . . .          | 1     |
| Karl V. . . . .                           | 8     |
| Die Geschichte vom Gummiball . . . . .    | 12    |
| Das Seemännchen . . . . .                 | 15    |
| Wer ist der Narr? . . . . .               | 19    |
| Der Kerzendieb von Heiligentreu . . . . . | 20    |
| Auf der Puszta . . . . .                  | 25    |
| Der Abfall der Niederlande . . . . .      | 29    |
| Aus dem Leben der Ameisen . . . . .       | 31    |
| Es muß doch wohl ein Engel sein . . . . . | 34    |
| Nur ein Bettler . . . . .                 | 35    |
| Räthsel . . . . .                         | 39    |
| Der heldenmüthige Hase . . . . .          | 40    |
| Der Gefangene . . . . .                   | 41    |
| Der Paradiesvogel . . . . .               | 47    |
| Am Flusse . . . . .                       | 51    |
| Die Fingalshöhle . . . . .                | 56    |
| Beim Pater Petrus . . . . .               | 57    |
| In China . . . . .                        | 64    |
| Ein Indianermärchen . . . . .             | 69    |
| Räthsel . . . . .                         | 70    |
| Der Baum im Hut . . . . .                 | 71    |
| Ein Lebensretter . . . . .                | 72    |
| Ein seltsamer Zeuge . . . . .             | 73    |
| Die Löwenfamilie . . . . .                | 75    |



## Der betrogene Betrüger.

In einem verfallenen Hause lebte ein alter Mann, der recht arm und bedauernswert war; denn er hatte einen Esel und ein Paar Hühner — „Ja, das sehen wir nicht ein!“ fallet ihr mir, meine jungen Leser, in die Feder, „wir erblicken darin, dass jemand im Besitze eines Esels und einiger Hühner ist, keinen Grund, ihn arm und bedauernswert zu nennen; jedenfalls ist der, welcher weder das eine noch das andere hat, bedauernswerter!“ — „Ihr habet Recht, meine Lieben, aber gemach! gemach! dafür ist die Geschichte ebenso wenig aus, wie oben der Satz zu Ende war. Es kommt ja darauf an, was für ein Esel und was für Hühner das waren. Also, hört weiter!“

Die Thiere waren die nichtsnutzigsten und leichtsinnigsten ihrer Gattung und machten dem armen, armen Manne das Leben recht sauer. So oft es Meister Langohr einfiel, trabte er fein gemächlich zum Stalle hinaus, soweit ihn seine Füße trugen. Was blieb seinem Herrn übrig, er mußte dem Flüchtling nachgehen, und hatte er ihn glücklich unter Dache, so durfte er sicher sein, dass die Hühner in der Zeit seiner Abwesenheit ausgeflogen waren. Was sollte er thun, er mußte von neuem den Wanderstab ergreifen, um den treulosen Hühnern nachzuspüren. Kaum hatte er sich aber entfernt, so

machte sich Meister Langohr schon wieder auf den Weg, eine andere Provinz des Königreichs zu besuchen. So gieng das jahraus, jahrein, wie das Tik-Tak an der Uhr, und daß dabei der Mann kaum ein Stück trocken Brot verdienen konnte, selten im Jahr dazu kam, mit dem Esel Reisende ins Gebirge zu führen, oder von den Hühnern ein Ei zu genießen, wird jeder einsehen. Freilich war es mit dem Stalle gar arg bestellt. Die Thüre war so gut wie gar nicht da, höchstens man hätte die Brettertrümmer so nennen wollen, die um den Eingang herunterhiengen; und am Dache konnte man viel leichter die Schindel zählen, die da waren, als die, welche fehlten. Aber unser Mann hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Esel braucht keine Stallthüre und wohlherzogene Hühner kein Dach, wenn sie zu Hause bleiben wollen, und wenn man die Sache beim rechten Lichte betrachtet, hatte der Mann wahrlich nicht ganz Unrecht. Wie überall der Böse und Hinterlistige aus den Fehlern anderer Nutzen zu ziehen bestrebt ist, so war es auch hier. Ein Fuchselein, das schlaueste seiner Sippschaft, hatte das Verhältnis zwischen dem Esel, den Hühnern und ihrem Herrn bald gemerkt und nahm sich vor, die nächste Abwesenheit des Grauschimmels, die wie gewöhnlich die des Herrn nach sich zog, dazu zu benützen, sich über die fetten Hühner herzumachen und sie als Imbiss zu sich zu nehmen. Aber er hatte diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nach der Heimkehr von seiner letzten Promenade hatte der Esel eine so ausgiebige Tracht Schläge bekommen, daß er sich fest vornahm, von nun an hübsch zu Hause zu bleiben; besonders da der Herbst nahe war, und die fallenden Blätter und die häufigen Nebel ihn ganz melancholisch machten. Das Fuchselein umkreiste Tag für Tag den Stall, hörte aber immer zu seinem Verdrusse des Esels liebliche Stimme aus dem

Stalle tönen. „Ich muß zu einer List meine Zuflucht nehmen,“ sprach der Kothe zu sich selber, „sonst werde ich den Langohr nicht los.“ Er las auf dem nahen Hofe eines Bauern eine alte Bratpfanne auf, zog vom nächsten Zaun einen alten, geflickten blutrothen Schlafrock, der dort zum Auslüften hingehängt wurde, herunter und machte sich mit diesen Dingen in traurer Abenddämmerung in den Stall zum Esel. An der Schwelle beugte er sich tief zur Erde nieder, hob demuthsvoll sein in ernste Falten gelegtes Gesicht und sprach im feierlichen Tone: „Ew. Majestät! Ausgesandt von dem hohen Rathe der Thiere stehe ich da mit pochendem, von freudiger Hoffnung und banger Erwartung erfülltem Herzen. Der hohe Rath hat nämlich Ew. Majestät erwählt zum Herrscher über alle Thiere, die in des Waldes Dichtigkeit, auf dem Felde, im Wasser, unter und über der Erde leben. Mir, dem Unwürdigsten, wurde der Auftrag zu Theil, diese Wahl zu den Ohren Ew. Majestät zu bringen und ich bin unaussprechlich glücklich, der erste zu sein, der rufen kann: Hoch lebe Ew. Majestät, Langohr I.!“ Und wieder neigte sich der Fuchs tief zur Erde. „Ja, Fuchs, hast du den Verstand verloren!“ rief der Esel, „mich hat man zum König der Thiere gewählt. Ist nicht der Leu König?“ „Gewesen!“ rief der Fuchs aus. „Lange genug hat ein blutgieriger Mörder, dessen einziger Vorzug die rohe Kraft ist, den Thron geschändet. Die Zeiten haben sich geändert, die Krone muß nun auf einem weisen Haupte sitzen, unter dem Purpur muß ein edles, für das Wohl seiner Unterthanen fühlendes Herz schlagen. Und wo fänden wir einen, der so wie du erleuchtet ist vom Stral der höchsten Weisheit, wo mehr Edelmut und Gerechtigkeit als bei dir, du herrlichstes Gebilde der Schöpferhand! Und so nimm denn aus meiner unwürdigen Hand die Zeichen deiner Macht und Herrlichkeit:

Krone, Scepter und Purpur, und möge deine weise und beglückende Regierung währen bis in die fernsten Zeiten.“ Und damit setzte der Fuchs dem Esel, der vor Bewunderung und Freude zehnmal dümmer ausah, als gewöhnlich, die alte zerbrochene Bratpfanne auf den Kopf, hängte ihm den alten rothen Schlafrod um, und übergab ihm den knorrigen Ast. Der Esel befah sich staunend von allen Seiten, dann brach er in ein schallendes Ja! aus und rief: „Füchlein, du hast mir eine große Freude gemacht, bitte dir eine Gnade aus, ich werde sie erfüllen.“ — „Die höchste Gnade, Ew. Majestät, um die ich bitte,“ sprach der Fuchs, „ist, es möge meinem Herrn und König gefällig sein, mir in seine Residenz zu folgen, wo alles zu seinem Empfange bereit ist und sich nach dem Anblicke des Landesvaters sehnt.“ — „Hast Recht, Füchlein, gehen wir alsobald“, sprach der Esel. Meister Keinecke, der Listige, gieng hinter dem lächerlich aussehenden Esel und schnitt Grimassen und lachte und höhnte den Ahnungslosen, kaum aber drehte sich der Esel um, war der Fuchs die Demuth selbst. „Komm, lieber Fuchs“, sprach der mit der Bratpfanne Gekrönte, „gehe an meiner Seite und erzähle mir so manches von meinem neuen Stand.“ Und der Fuchs entwarf ein gar herrliches Bild von all' den Freuden, die den Esel erwarteten. „Auf einem prachtvollen, goldenen Stuhle sollst du ruhen,“ sagte er, „so sanft und weich wie es einem Könige gebührt.“ — „Nein, nein, ich mag nichts wissen von einem goldenen Stuhle, ich will einen Misthaufen haben, wie ich's gewohnt bin von Jugend auf, und eh' ich den entbehre, kehre ich lieber wieder in meinen Stall zurück,“ und schon machte sich der Esel auf den Rückweg. Der Fuchs rief ihm heulend nach, erwischte ihn glücklich am Purpurmantel und rief: „Du sollst ihn haben, den Misthaufen, du sollst ihn haben ganz nach deinem Be-

fehle.“ — „Was gibt es denn zu essen?“ fragte der Esel nach einer Weile. „Was dein Herz begehrt, großmächtiger König!“ erwiderte der Fuchs. „Jeden Tag frischzerrissene Hasen, Rehe und Hirsche, zarte Täubchen, fette Hühner, Gänse und Enten.“ — „Nun hält mich niemand mehr auf!“ rief der Esel, „ich gehe wieder dorthin zurück, wo ich hergekommen bin. Ich ein unschuldig zerrissenes Thier fressen, was fällt dir ein, Fuchs! Ich muß Disteln haben, und ehe ich die misse, lieber bleibe ich, was ich gewesen,“ und fort giengs im Trabe dem Stalle zu. Der Fuchs lief ihm schweißtriefend, bittend, flehend nach; endlich hatte er ihn am Schwanz erfaßt und rief: „Disteln in Hülle und Fülle, alles was dein königlich Herz erfreuen kann, alles sollst du haben, folge mir nur!“

Nun war es der Esel zufrieden und trabte vergnügt vorwärts. Da erblickte er nicht ferne viele kleine Lichtlein, die in der Dunkelheit — es war unterdessen Nacht geworden — hin und her hüpfen. „Was ist das?“ fragte der Esel. „Das ist die großartige Illumination, welche die Residenz anstellt, um Ev. Majestät würdig zu empfangen.“ Jetzt konnte sich der Esel vor Freude nicht mehr lassen. „Fuchs, du schleichst mir viel zu langsam, ich eile voran, diese große Freude hätte ich in meinen alten Tagen nicht erwartet!“ und vorwärts stürmte der alte Esel mit jugendlichem Ungestum. Bald aber ertönten jämmerliche Klageklänge von der Gegend her, wo die Lichtlein tanzten, die nichts als Irrlichter waren, einem großen Sumpf entflohen. „Zu Hilfe, Fuchs! zu Hilfe! ich bin in einen Sumpf gerathen. Ich ersticke! ich ersticke!“ rief der arme Esel; aber das Füchlein lachte überlaut und sprach: „Bleib stecken, dummer Esel, meine Absicht ist erreicht. Herr König, laßt euch nur die Illumination recht gut gefallen,“ rief er ihm höhrend nach und machte sich auf den Weg zum Stalle.

Währenddem dies alles sich ereignete, saß der Herr des Esels zu Hause in der Stube beim schwachen Scheine eines Lämpchens und hing seinen trüben Gedanken nach. Wie hatte er doch für diesen undankbaren Esel gesorgt von frühester Jugend auf, ihn treu gepflegt und erst an sein Futter und dann an einen Bissen für sich selbst gedacht. Und erst leztthin hatte er ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, eine Tracht Prügel verabreicht, und der Gezüchtigte hatte doch so flehentlich versprochen, sich zu bessern, und jetzt war er schon wieder in den alten Fehler verfallen. Der Stod in der Ecke nickte ihm begütigend zu mit dem weißen Beinknopfe, als wollte er sagen: „Nun folge doch nur der Regung deines Herzens und gehe ihn suchen, den lieben Esel.“ Da schlich sich ein Schatten über den Hof und schlüpfte in den Stall. Nun erwachte der ganze Zorn des gekränkten Mannes, er rannte in den Hof, erfaßte einen Prügel und stürzte in den Stall. Ein „3—a!“ empfing ihn, gedämpft und so ganz anders wie ehemals. „Meldest dich noch an, meinst vielleicht, ich weiß nicht, daß du wieder fortgewesen!“ rief der ergrimimte Herr und schlug auf den vermeintlichen Esel — wir wissen ja, daß es der Fuchs war — so gewaltig los, daß der Fuchs nicht mehr vom Flecke konnte und jammernd Schlag auf Schlag ertragen mußte, die der Mann in blinder Wuth niederregnen ließ. Nun fühlte Keinecke, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe, und er rief: „So wisse denn, ich bin nicht dein Esel, sondern der Fuchs. Ich habe den Esel durch falsche Vorspiegelungen verlockt fortzulaufen, um in seiner Abwesenheit die Hühner verzehren zu können. Ich weiß, ich muß sterben, aber das kühlte meine Todeswunde, daß du, der du mich, den Stolz meines Geschlechtes, erschlugst, deinen Esel nicht mehr sehen wirst; denn er ist im Sumpfe ertrunken.“

Nun konnte der Mann seine Thränen nicht mehr zurückhalten. „So war er doch unschuldig, mein guter Esel,“ schluchzte er, „er wurde also nur von einem bösen Buben verlockt, und böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Und todt, jämmerlich ertrunken ist er, der arme Narr, und ich werde ihn nie wiedersehen, werde seine liebliche Stimme nicht wieder vernehmen. Seine leere Krippe wird mich täglich mahnen, was ich verloren habe.“ Die ganze Nacht wälzte er sich unruhig auf seinem dürftigen Lager hin und her, die Morgendämmerung begrüßte er mit Freuden. Und als er hinaus blickte in den Hof, da trabte ein Thierlein daher, ganz so gestaltet wie sein Esel, und je mehr er es ansah, desto mehr mußte er sich sagen, er ist's, der Beweinte, der Todtgeglaubte. Zitternd vor Freude lief er hinaus und obwohl der Esel in einem Zustande war, wie eben einer, der geradenwegs aus dem Sumpfe kommt, so umarmte der Herr doch seinen Grauschimmel auf's herzlichste. Auch die Hühner, die herbeigeslogen kamen, freuten sich ihres alten Freundes recht innig. Diesen erhebenden Augenblick konnte der Mann nicht vorübergehen lassen, ohne eine große Rede über Treue, Sitte und Anstand zu halten. Sie machte auch den gewünschten Eindruck, die Hühner vergossen reichliche Thränen, der Esel verfiel in ein tiefes Nachsinnen, und von dem Augenblicke an lebten alle, der alte Mann, der Esel und die Hühner einträchtig und in Liebe zusammen bis an ihr Ende.

Seller.

## Karl V.

Zu den mächtigsten Fürsten, die im Laufe der Zeit den deutschen Kaiserthron einnahmen, gehört unstreitig Karl V. Er herrschte nicht nur über Deutschland, sondern auch über Spanien, Neapel, Sicilien, Oesterreich und die Niederlande; ja auch die in dem eben entdeckten Amerika angelegten Colonien waren seinem Scepter unterworfen, so daß er mit vollem Recht sagen konnte, in seinem Reiche gehe die Sonne niemals unter. Dennoch freute er sich seines Besitzes nicht; sein Leben war eine lange Kette von Kriegen und Täuschungen. Besonders war ihm das Leben durch jene große geistige Bewegung verbittert, welche durch das Auftreten Martin Luther's herbeigeführt wurde und mit der Durchführung der Reformation endete.

Martin Luther war der Sohn eines Bergmannes und im Jahre 1483 zu Eisleben geboren. Durch seine Gelehrsamkeit erlangte er, der Augustinermönch, die Stelle eines Professors an der neu errichteten Universität zu Wittenberg. Hier trat er gegen den Ablasshandel und gegen andere damals bestehende kirchliche Bräuche und Einrichtungen in die Schranken. Sein kühnes Auftreten gewann ihm alsbald viele Freunde, nicht minder aber schuf er sich dadurch eine große Schar von erbitterten Feinden, so daß er endlich sogar in den Bann gethan wurde. Luther ließ sich durch die über ihn verhängte Maßregel nicht von seiner Lehre abbringen; er verbrannte die Bannbulle öffentlich und sagte sich damit von der römisch-katholischen Kirche los. Schon hatten sich mehrere deutsche Fürsten für ihn erklärt und ihm ihre Schwerter zum Schutz zugesichert, als der eben gewählte Kaiser Karl V. in Deutschland erschien, um das ringsum auflodernde Feuer zu dämpfen.

Ein Reichstag ward nach Worms ausgeschrieben und hieher



auch Luther beschieden. Der kühne Mann erschien und erklärte, daß er nur dann seine Lehre widerrufen werde, wenn man ihm aus der heiligen Schrift beweiße, daß er im Unrecht sei. Die Folge dieser Erklärung war, daß die Reichsacht über ihn ausgesprochen wurde. Auf der Rückreise von Worms ließ ihn sein Beschützer, der Kurfürst Friedrich der Weise, heimlich nach der Wartburg bei Eisenach bringen. Hier vollbrachte er die Uebersetzung der Bibel ins Deutsche und trug durch dieses Werk außerordentlich viel zur Verbesserung der deutschen Sprache

bei. Da ein Theil des Volkes die Lehren Luther's falsch auf-

faßte, so entstanden bedenkliche Unruhen. Es begann vieler Orten die Zerstörung der in den Kirchen befindlichen Bilder und anderer Kunstwerke, so daß Luther selbst dem Unfug entgegentreten mußte. In Schwaben und Franken verliefen die Dinge noch ärger, hier glaubten die hart bedrückten Bauern den Zeitpunkt gekommen, wo alle Lasten abgeworfen werden müßten; sie griffen zu den Waffen und konnten nur schwer bewältigt werden. Kaiser Karl suchte der immer weiter greifenden Bewegung indessen dadurch Meister zu werden, daß er auf einem im Jahre 1529 zu Speyer abgehaltenen Reichstage alle Neuerungen in kirchlichen Dingen verbot, bis ein allgemeines Concilium in diesen Angelegenheiten entschieden haben werde. Damit waren die Anhänger Luther's nicht einverstanden, sie erhoben Protest und bekamen dadurch den Namen *Protestanten*. — Gleichzeitig mit Luther und mit ihm in allem Wesentlichen übereinstimmend, lehrten in der Schweiz Ulrich *Zwingli* und Johann *Calvin*; die Anhänger dieser beiden Männer nannten sich *Reformierte*.

Noch einmal versuchte Karl, die entzweiten Gemüther zu versöhnen, es war 1530, auf einem Reichstage in Augsburg. Es gelang ihm nicht. Die Protestanten legten ihre von Philipp Melancthon verfaßte Confession, d. h. Bekenntnis, vor und erklärten, davon nicht abgehen zu wollen. Der Kaiser drohte, daß er, wenn die Protestanten nach Ablauf eines Jahres nicht zur katholischen Kirche zurückgekehrt sein werden, die Widerspenstigen strafen wolle. Die Antwort auf diese Drohung war ein Bündnis aller protestantischen Fürsten, nach der Stadt Schmalkalden, wo dieses Bündnis abgeschlossen wurde, der Schmalkaldische Bund genannt. Noch zögerte Karl mit der Ausführung seiner Drohung, hoffend, das allgemeine Tridentiner Concilium, welches 1545 eröffnet wurde, werde

den Streit zu Ende bringen. Allein die Protestanten weigerten sich, das Concilium zu beschicken, und verlangten ein freies Concil deutscher Nation. Da war die Geduld des Kaisers zu Ende; er rückte mit Kriegesmacht in's Feld und überwand die protestantischen Fürsten bei Mühlberg an der Elbe. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt der Protestanten, ward seines Landes verlustig erklärt und dasselbe dem mit dem Kaiser verbündeten protestantischen Herzog Moritz von Sachsen gegeben. Doch lohnte Herzog Moritz dem Kaiser diese Gunst schlecht; denn er trat, nachdem er sich den Besitz der sächsischen Länder gesichert sah, sogleich auf die Seite seiner Glaubensgenossen und rückte mit einem Heere gegen Innsbruck, wo der Kaiser krank lag. Kaum entgieng Karl der Gefangennahme. In Passau kam darauf ein Vertrag zu Stande, welcher den Protestanten freie Religionsübung und völlige Gleichstellung mit den Katholiken zusicherte. Dieser Vertrag ward später, nämlich 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg, bestätigt.

So hatte der Kampf einen vorläufigen Abschluss gefunden. Karl aber, der das Ziel seines mühevollen Strebens, die Erhaltung der Glaubenseinheit, nicht erreicht hatte, legte misanthropisch die Regierung nieder. Seinem Sohne Philipp II. übergab er Spanien, Neapel, die Niederlande und alle amerikanischen Colonien; in der Kaiserwürde, sowie in der Herrschaft über die deutsch-österreichischen Länder folgte ihm sein Bruder Ferdinand I., dem früher schon die Herrschaft über Böhmen und Ungarn übertragen worden war. Er selbst flüchtete sich in den stillen Frieden eines spanischen Klosters. Hier, zu St. Just, wendete er seinen Blick dem Grabe zu, das ihn im Jahre 1558 aufnahm. Zeisen.

## Die Geschichte vom Gummiball.

Der Onkel Student war auf Ferien gekommen. War das ein Jubel, als Fritz und Karl von des Posthorns lustigem Ton vor die Thüre gelockt, dem Onkel an den Hals flogen und ihm das härtige Gesicht mit Küffen bedeckten! Es war aber auch der beste Onkel von der Welt, der Onkel Student, denn obwohl er, wie die Mutter sagte, grundgelehrt war, so spielte er doch mit seinen kleinen, wilden Neffen, als ob er auch noch mit Lesebuch und Schiefertafel unter dem Arme in die Schule gieng. Und die Geschichten, die er wußte: vom Kaiser Alexander dem Großen und von dem riesenstarken Herkules, von dem trojanischen Krieg und von Christof Columbus; die Knaben konnten ihm stundenlange zuhören. Niemals waren Vater und Mutter in der Hauptstadt, ohne daß der Onkel seinen lieben Neffen Spielzeug aller Art gesandt hätte; das schönste war aber doch stets, was er selbst mitbrachte. So brachte er diesmal zwei riesige Gummibälle mit, so groß, wie sie solche noch nie gesehen. Und nun giengs lustig zu. Im Hofe wurden die Bälle in die Luft geschleudert, einer höher als der andere, dann ließ man sie hüpfen die lustigen Gefellen, und es machte den Kindern nicht wenig Freude, den Ball immer wieder zu neuen Sprüngen durch einen kräftigen Schlag zu bewegen, wenn er matter werdend innehalten wollte. Endlich waren die Knaben selbst vom Spiele ermüdet und sie eilten zum Onkel, der auf einer Bank sitzend, den Knaben lächelnd zugehört hatte. „Höre, Onkel,“ rief Fritz, „eine größere Freude hättest du uns wohl nicht bereiten können, als mit dem Gummiball.“ — „Hat dir's ein Vöglein gesagt, lieber Onkel, daß wir einen solchen Ball gerne haben möchten?“ fragte der jüngere Karl. „Ein Vöglein wohl nicht,

aber du selbst, kleiner Junge," rief lächelnd der Onkel. „Hast du nicht das letztemal, als ich bei euch war, den Wunsch geäußert, einen Ball, wie Nachbar Georg zu besitzen, aber so groß wie dein Kopf?" — „Richtig, richtig, und das hast du dir so gut gemerkt; ich sag's ja immer, einen solchen Onkel, wie Onkel Rudolf, gibt es nicht mehr in der Welt!" rief der Knabe begeistert aus. „Aber Onkel, wolltest du uns nicht einmal erzählen, woher der Gummiball eigentlich kommt, ich möchte das schon lange gerne wissen," sprach Fris. „Mit Vergnügen, setzt euch zu mir und hört aufmerksam zu." Im nächsten Augenblicke saßen die Knaben an der Seite des Onkels und ihr Blick hing erwartungsvoll an seiner Lippe. „Ihr wißt ja aus der Geographie, wo Hinterindien liegt," begann der Onkel. „Das Land ist von zahlreichen Inseln umgeben. Auf einer derselben wurde einst gegen die Eingeborenen Krieg geführt und es war ein blutiger Kampf, der sich da entwickelte. Die europäischen Soldaten — denn Europäer waren es, deren Hab- und Eroberungssucht den wilden Krieg auf die friedliche Insel trugen — waren mit Flinten und Schwertern bewaffnet, und obwohl die Inselbewohner nur mit Pfeil und Bogen kämpften, so mußten die gebildeten Europäer nicht selten den Wilden weichen; denn wie von einer unsichtbaren Macht geschleudert, schwirrte Pfeil auf Pfeil von oben herab, und wo ein solcher traf, da war's um das Leben geschehen, denn die Pfeile waren vergiftet. Außerdem verbarg ein dichter Wald, wo Bäume sich um Bäume wanden und von Schlingpflanzen umwoben eine natürliche Beste bildeten, die Eingeborenen, die von hohen Baumkronen den Tod niedersandten. Der Wald war daher, obwohl er in den glühendsten Farben blühte und eine Pracht entfaltete, die uns ein Märchen dünkt, wenn wir von ihm lesen, obwohl sich die farbenreichsten Vögel durch

die Lüfte und von Ast zu Ast schwangen, für die Europäer nur ein Ort des Schreckens. Und dennoch mußte er durchbrochen werden, von seinem Besitze hieng der Besitz der ganzen Insel ab. Aber es war, als wäre jeder Baum, jedes Gebüsch ein Feind der fremden Eindringlinge, welche die stillen und heiligen Hallen des Waldes mit Waffengetöse erfüllten; sie stießen die Soldaten zurück, indem sie sich ihnen wie eine Festungsmauer entgegenstellten. „Säbel heraus!“ hieß nun das Kommando. Und die Soldaten hieben auf die Bäume, Sträucher und Schlingpflanzen so unbarmherzig los, wie auf Menschen. Mit einem Male wollten die scharfen Schwerter nicht mehr schneiden und als man sie genauer betrachtete, waren sie mit einer weißen dicken Haut bedeckt, die nur sehr schwer zu entfernen war. In ihrem Eifer hatten die wilden Krieger nicht bemerkt, wie aus einem Strauche, auf den sie einhieben, milchweiße Tropfen rieselten und auf dem Schwert gerinnend sitzen blieben, bis sie einen lederähnlichen Ueberzug bildeten. Dieser zähe, dehnbare Stoff war nichts anderes als Gummi elasticum (Kautschuk), aus dem enere Bälle bestehen. Der Strauch, der diesen Stoff absonderte, hat von seinen krugähnlich gestalteten Blüten den Namen Krugblumenstrauch erhalten. Der Strauch ist eine Schlingpflanze, deren mannsarmdicken Stämme und Aeste wie Riesenschlangen die nächststehenden Bäume umschlingen und in ihrer tödtlichen Umarmung tödten, denn welk hängen die Blätter solcher Bäume nieder und die Stämme verweisen. Als endlich der Friede kam, erinnerte man sich dieses merkwürdigen Saftes und suchte Nutzen aus demselben zu ziehen; man suchte aber noch andere Bäume auf, welche diesen Saft enthielten und fand sie auch, — es sind dies die Kautschukbäume. Besonders in Amerika findet man viele Bäume dieser Art. Die Indianer machen in die glatte Rinde des Baumes

tiefe Einschnitte, die sie durch eingetriebene Keile offen halten; aus den Wunden des Baumes fließt ein milchweißer klebriger Saft, der in Kürbischalen aufgefangen wird. Verschiedenartig geformte Thonklumpen, welche die Gestalt von Äpfeln, Birnen, Kühen, Pferden u. s. w. haben, werden in den Saft getaucht. Bald bildet sich um die Formen eine Kruste des über Feuer getrockneten Saftes, welche durch wiederholtes Eintauchen immer dicker und dicker wird. Ist die gehörige Dicke erzielt, so wird die Thonform durch behutsames Klopfen durch eine kleine Oeffnung entfernt und die Figur aus Kautschuk ist fertig. Der Künstler weiß aber aus diesem Stoffe noch mannigfaltige Dinge zu formen, die in der Wissenschaft und auch im häuslichen Leben ihre Anwendung finden.“ — Damit endete der Onkel seine Erzählung, der die beiden Knaben mit Andacht gelauscht hatten. Dankend entfernten sie sich, und kehrten mit ihren Bällen ins Haus zurück. „Was der Onkel aber alles weiß,“ sprach Fritz unterwegs, „ich will auch einmal ein so gelehrter Mann werden.“ Karl betrachtete seinen Ball und sprach: „Ich habe ordentlich Respekt vor diesem lustigen, dickbäuchigen Kameraden da, der ist weit gereist und hat ein großes und schönes Stück Welt gesehen, wie selten ein Mensch.

### Das Seemännchen.

So oft wir nach den Quellen der Donau, dieser Herzader unseres Vaterlandes, fragen, wird uns der Name Schwarzwald genannt, wo sie zu finden sind. Dieses romantische Waldgebirge nimmt einen beträchtlichen Theil des Großherzogthums Baden ein und bietet dem Wanderer manche Naturschönheit dar. Die fleißigen Bewohner des holzreichen Berg-

landes beschäftigen sich vorzüglich mit der Anfertigung von Wanduhren, die unter dem Namen „Schwarzwälder Uhren“ weit und breit bekannt sind. Hier und da bietet aber eine zauberhafte Landschaft mit ihren schlichten Bewohnern nicht selten den Stoff zu volksthümlichen Sagen aus dem Schwarzwalde, und diese vererben sich fort von Mund zu Mund. Zeigt man euch jenen Felsen, der aus dem Wildsee hervorragt und heute nur mehr von einem Schwarme Mauer-  
schwalben bewohnt wird, so mag man euch gewiß auch die Geschichte vom Seemannel erzählen. Ich will sie hier folgen lassen.

Eines der schönsten Thäler der Umgegend des Wildsees bewohnte Jörg, der mit seinen Knechten die fruchtbarsten Felder anbaute und durch den Fleiß seiner Hände tausendfache Früchte erntete. Gertrud, seine brave Frau, stand ihm treulich zur Seite. Das Hauswesen gedieh zu erfreulichem Segen durch ihren ordnungsliebenden und sparsamen Sinn. Drei hübsche Kinder versprachen ihnen eine tüchtige Stütze im Alter. Aber nichts ist gefährlicher, als vollkommenes Glück. Zur halbgeöffneten Thüre schlich sich das Unglück ins Haus; der Brand verzehrte Häuser und Scheunen, das Vieh fiel von der Seuche, der Hagel zerschlug die Felder, und selbst die heilige Stätte der Wiege blieb nicht verschont: zwei Kinder starben. In einem Jahr war die Arbeit von zehn vernichtet.

Jörg konnte den Pachtzins nicht bezahlen. Der Eigenthümer war hart und streng; er verabschiedete seinen Pächter, den er noch mit Vorwürfen überhäufte. Alles Bitten war umsonst. Jörg kehrte nach Hause. Unterwegs, als er am Wildsee vorüber kam, setzte er sich nur einen Augenblick, um zu überlegen, wie er seiner armen, mit Ungeduld harrenden Frau den Jammer beibringen wollte. Alles war still ringsum,

tiefgebeugt saß er eine lange Weile da. Er betete inbrünstig. Da ward ihm plötzlich, als ob er seinen Namen höre. „Wer ruft mich?“ fragte Jörg laut. — „Ich,“ antwortete dieselbe Stimme mit melodischem Wohlklang, „ich, das Seemännel, dein Freund, weil du unglücklich bist, der Beschützer deiner Kinder. Du kannst mich nicht sehen, aber merke dir meine Worte: der reiche Wolf, der einige Stunden vom See wohnt, braucht einen Pächter für seinen Hof; such' ihn auf, er wird dich willkommen heißen. Sorge um nichts weiter, heute Abend schon mußt du auf dem Hofe schlafen.“

Jörg hestete erschrocken und erstaunt seine Blicke auf den See, aber er gewahrte nichts als eine Menge Kreise, wie wenn eben Jemand untergetaucht. Der Gedanke an seine Frau und sein Kind ließ ihn nicht lange überlegen und grübeln. Er eilte nach Hause und erzählte Alles seiner treuen Gertrud, und eine Stunde später waren sie aufgebrochen, und als die arme Familie, die unterwegs erfahren, daß der reiche Wolf sich nach ihnen erkundigt, vor das Haus des braven Mannes kam, erwartete sie dieser bereits an der Thür und hieß die demüthig sich Verbeugenden freundlich eintreten und übergab ihnen den Pacht Hof. Wen sie aber nicht sahen, das war der Zwerg, der von Ferne der ganzen Scene zugeschaut.

Die Sache gieng nun wieder trefflich von Statten. Alles wandelte sich in den Händen der neuen Pachtleute zu Glück und Segen um. Die Hälfte der Arbeiter that doppelt so viel als zuvor, und der Himmel schien Au und Feld mit seinem reichsten Segen zu überströmen. In wenigen Jahren waren die armen Leute vermögliche Pächter geworden, und oft, wenn sie von ihrem Glücke sprachen, gedachten sie auch des Zwerges und dankten ihm im Stillen. Das schien ihrem dankbaren Herzen aber zuletzt doch nicht mehr zu genügen, und sie sann

darauf, ob sie ihm nicht eine Freude bereiten sollten. Gedacht, gethan.

Gertrude nähte in einsamen Nächten ein prächtiges Gewand, würdig des Königs der Berge. Nichts fehlte zu dem Anzug von den Federn auf der Mütze bis zu den bunten Schuhen herab. Jörg fügte dazu eine Börse voll mit funkelnden Goldstücken, und sie legten das Alles auf einen polirten Kasten, der in einem Zimmer neben dem Stalle stand, und einen Zettel dazu, auf welchem geschrieben stand: „Dem guten Geist des Sees, unserem lieben Beschützer.“ Von diesem Augenblick fühlten sie ihr Herz erleichtert; denn sie hatten ihrem Wohlthäter ihre Dankbarkeit bewiesen.

Es war Weihnachten. Während die Familie bei Tische saß und der Becher in die Runde gieng, wollte Jörg seinen Schutzgeist leben lassen. Die ganze Familie erhob sich, als man plötzlich einen schrillen Ton vernahm. Alle stürzten nach dem Stall, von wo der Ton gekommen schien. Man hört ein lautes Seufzen und Stöhnen und findet das neue Gewand des Zwerges zerrissen und die Goldstücke auf dem Boden zerstreut.

„Was gibt es?“ ruft Jörg. „Aber ich höre die Stimme des Seemanns.“ — „Ja, ich bin's, und du bist die unwillkürliche Ursache meines Schmerzes. Du glaubtest, die Dienste, die ich dir zu beweisen so glücklich war, bezahlen zu müssen; es bleibe mir also fortan kein Verdienst. Es ist aber ein Gesetz, dem wir gehorchen: unser Schutz hört im selben Augenblicke auf, sobald man ihn bezahlt. O wäre das auch ein Gesetz bei euch!“

„Thue das Gute um des Guten willen. Frage dich selbst und du wirst finden, daß die Wohlthaten meist nur ein Darlehen, nicht ein Geschenk sind. Lebe wohl!“ — Man

hörte ein donnerähnliches Geräusch vom See her. Der Fels, der die Wohnung des Zwerges schützte, stürzte in das Wasser, aus welchem er heute noch emporragt. Die Leute aber gehen stumm vorüber, sich der Worte des Zwerges erinnernd:

„Thue das Gute um des Guten willen.“

F. A. Christian.

### Wer ist der Narr?

„He, guter Freund! ist es noch weit in die Stadt?“ so rief ein vornehmer Herr aus einer hübschen Kutsche einem Hirten zu, der nächst der Straße seine Herde weidete. „Ziemlich weit, Herr,“ war die Antwort. „Werde ich sie vor Nacht wohl erreichen,“ fragte der Herr wieder. „O ja, wenn Ihr nur recht langsam fahret,“ war die Antwort. „Langsam?“ sagte der Herr verwundert, „Ihr wollt wohl sagen, schnell?“ — „Nein, Herr! nur wenn Ihr recht langsam fahret.“ — „Ihr wollt mich wohl zum Narren haben, aber wenn Einer von uns beiden ein Narr ist, so seid Ihr's,“ rief der Herr im größten Borne, und fort brauste das Gespann, wie es gekommen, im rasenden Galopp. Der Hirte lächelte still vor sich hin. Als die Abendröthe den Himmel malte, trieb er still vergnügt pfeifend seine Herde in das Dorf. Vor der Schmiede stand der Wagen des Fremden gar übel zugerichtet und Meister Schmied hantierte daran herum.

Der vornehme Herr stand daneben und machte ein verdrießlich Gesicht. Der Hirte trat hinzu und sprach: „Hättet Ihr meinem Rathe gefolgt, Herr, so wäret Ihr jetzt sicher in der Stadt. Die holperige Straße erlaubt keinen solch' brausenden Galopp. Sagt, wer ist der Narr, ich oder Ihr? Nichts für ungut. Schlafet wohl!“

Armin.

## Der Kerzendieb von Heiligenkreuz.

Über den Ort Heiligenkreuz wob eine Octobernacht ihren dunklen Schleier und hüllte die freundlichen Häuser, das ernstblickende Kloster und ihre Bewohner in tiefe Stille und heiligen Frieden. Alles suchte und fand in den Armen des Schlafes süße Erquickung nach des Tages Mühen. Nur in der mattenleuchteten Klosterkirche plauderten noch zwei Männer, Klaus der Mesner, und Bruder Molitor. Im ärgerlichen Tone sagte eben Klaus zu Bruder Molitor: „Seit den vollen dreißig Jahren, die ich dem Stifte und den ehrwürdigen Vätern allhier in aller Demuth diene, habe ich nie die Schurkerei erlebt, wie im heurigen Jahre. Nicht allein die Kerzenstümpfchen verschwinden, sondern auch die Strestchen in den beinahe ausgebrannten Lampen.“ Bruder Molitor erwiderte: „Und die großen schönen Wachskerzen, die doch viel werthvoller sind und leichter an Mann zu bringen wären, bleiben unangetastet?“ Klaus entgegnete: „Ja freilich! Darum glaube ich auch, daß nicht Noth die Ursache ist, sondern, daß einer der Sängers oder Studenten aus Bosheit, nur um mich zu ärgern, die Stümpfchen stiehlt.“ — „Wie lange dauert die Dieberei schon?“ fragte Bruder Molitor. „Über ein halbes Jahr,“ erwiderte Klaus. „Und warum zeigt Ihr's nicht dem Prior an?“ fragte der Mönch weiter. Klaus erwiderte mit Flüstern und pffiffigem Gesichte: „Ich möchte ihm den Dieb selbst zuführen, und das heute Nacht noch.“ — Mit einem freundlichen: „Viel Glück!“ verschwand des Bruders lange, dürrer Gestalt im Halbdunkel der Kirche und die Sandalen klapperten hallend den langen Gang entlang. Klaus verbarg sich im Dunkel eines Beichtstuhles, drückte sich möglichst bequem in eine Ecke desselben,

und befand sich gewiß wohler als ein Soldat im Schilderhäuschen.

Ruhe, heilige Ruhe in der Kirche, in den übrigen Räumen des Klosters, im ganzen Thal. Was Wunder, wenn den so eifrigen Mefner, von dem Zauber der Ruhe bestrickt, ein Schlummer besiel, der in einen festen Schlaf des Gerechten übergieng, aus dem ihn — o, hämishes Geschick! — erst der Sonne Stralenpfeile weckten. Vor ihm aber brannte ein Wachslichtlein, das ihm der Kerzendieb angezündet haben mußte. Er war also hier gewesen, hatte wieder geplündert, hatte sich noch über Klausen lustig gemacht, war aber wieder nicht gefangen.

Verdrießlich zog Klaus von dannen, und kein Wörtlein entschlüpfte ihm über den Vorfall dieser Nacht, in welcher er den höchsten Triumph als der eifrigste und pfiffigste aller Mefner zu feiern gedachte. Der Dieb aber setzte seine Kirchenvisitationen nach wie vor fort, war sogar noch ungestörter denn zuvor, da Klaus das Geschäft des Auslauerns für einige Zeit satt hatte.

Winter war's und eine Schneedecke breitete sich um Heiligenkreuz und seine Umgebung aus. Wieder senkte sich der schwarze Fittig der Nacht hernieder; aber heute pflegten die Menschen nicht der Ruhe. Die Kirche hüllte heute kein geheimnisvolles Dunkel ein, sondern blendender Lichterglanz stralte aus den Fenstern und der geöffneten Thüre. Und draußen flimmerten und flackerten von allen Bergen Flämmlein hernieder, leuchteten so freundlich durch das Dunkel und naheten dem Stifte.

Freudig und feierlich schallte der Glocken heller Klang in die mitternächtige Stille hinaus und rief die Wanderer zum schönsten Feste des Jahres.

Der Glocke eherner Mund rief hinaus in zwölf feierlichen Schlägen; ein donnerndes: „Halleluja, Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ drang hinaus aus den Räumen der Kirche und stieg empor zu den Myriaden funkelnder Sterne. Wie manches arme gramersüßte Menschenherz mochte in dieser Nacht seines Schmerzes vergessen und eingestimmt haben in den freudigen Sang, der aus den Herzen von Hunderten drang!

Die letzten Klänge der nächtlichen Feier waren verhallt, der altgewohnte Friede war wieder eingezogen in das Stift zu Heiligenkreuz. Kaum hörbaren Schrittes schlich des Stiftes Prior durch die Kreuzgänge, sich von der wieder eingelehrten Ordnung zu überzeugen.

Plötzlich blieb er stehen und horchte, aus des Sängerknaben Georg Zelle drangen unterdrückte Freudenrufe, leises Händeklatschen, dann Schluchzen und Weinen. Schnell verschwand der Prior, kehrte aber bald mit Klaus, dem Mefner, Molitor, dem hageren Gärtner, und noch anderen zurück. Eine rasche Handbewegung, die Zellenthüre war geöffnet — der Kerzendieb stand entlarvt vor ihnen. Vor einem kleinen, mit sauberen Linnen überdeckten Tischchen, unter einem an der Wand hängenden Marienbilde, von vier Wachslöchtern erhellt, stand der Knabe, versunken im Aublicke einer aus Wachs gebildeten Reiterstatue des heiligen Martin. Verwirrung und Schred lähmten seine Zunge. Klaus lächelte schadenstroh, die anderen Begleiter des Priors sahen erstaunt bald auf den Tisch, bald auf Georg. Der Prior aber sprach: „Georg bleibt so lange in seiner Zelle gefangen, bis er abgerufen wird.“ Ein Schrei des Schmerzes entrang sich der Brust des armen Jungen, als der Prior sich mit dem heiligen Martin entfernte

und die Thüre in's Schloß fiel. Auch die Lichter wurden mitgenommen und so saß Georg denn im Finstern da. Nach und nach senkte sich der Schlaf auf die weinenden Augen nieder und linderte den Schmerz der jugendlichen Seele. Ein langer langer Tag war dieser Christtag, der sich in trägen Schritten dahinschleppte und eine Ewigkeit zu dauern schien. Obendrein war er ein strenger Fasttag, und selbst die hereinbrechende Nacht brachte keine Erlösung und keine Labung. Endlich am zweiten Morgen öffnete sich die Zellenthüre, zwei Laienbrüder erschienen, Georg vor des Abts Gericht zu führen. Im Zimmer des ehrwürdigen Abtes, P. Gerhard Weichselberger, waren Bruder Giuliani, der Lehrer der Sängerknaben und geschickter Bildhauer, Molitor der Hagere, Altomante der kunstbesessene Zeichner und Klaus, der vergnügt blickende Mäzner, versammelt. Vor diesem Tribunal gestand Georg bei einem scharfen Verhöre folgendes: „Als mein Vater mich hierher in's Stift als Sängerknaben brachte, entdeckte Bruder Giuliani in mir Begabung zum Bildhauer und nahm mich öfters mit in seine Werkstatt. Da kam es denn, daß ich bald mehr Gefallen fand an Statuen des ehrwürdigen Bruder Giulianis und den schönen steinernen Engelsköpfen in der Kirche, als am Gesange. Ich versuchte das Modellieren verschiedener Gegenstände aus Brot, Teig und Lehm. Da ich tagsüber dem Gesange obliegen und andere kleine Geschäfte besorgen mußte, blieb mir zu meinen Versuchen also nur die Nacht, und da ich mit meinem Lichte nicht weit reichte, nahm ich das Öl aus den bereits zur Hälfte ausgebrannten Lampen der Kirche. Um nicht ertappt zu werden, verhängte ich das Fenster und war mäusehsittlich. Endlich kam mir der Gedanke aus Wachs zu pouffieren, und deshalb nahm ich von nun an auch die Kerzenstümpfen. Viele Figuren wurden versucht, alle aber mißlungen; endlich

glaubte ich, an meinem heiligen Martin etwas Ordentliches geschaffen zu haben, und konnte die Freude darüber nicht mehr verbergen. Ihr, ehrwürdiger Herr Prior, habet die Zeichen meiner Freude vernommen und mein Geheimnis entdeckt.“ — Mit ernster aber doch weicher Stimme erwiderte ihm hierauf der Abt: „Du hast, mein Sohn, einen großen Fehler begangen, denn du hast dich zum Stehlen verleiten lassen. Nun da du aber dafür gebüßt, sei dir auch jede fernere Strafe geschenkt; doch mußt du zu Ende des Semesters das Stift verlassen. Jetzt kannst du deinen heiligen Martin nehmen und wieder auf deine Zelle gehen, wo dich ein Frühstück erwarten wird.“

Die beiden Laienbrüder geleiteten ihn wieder in sein Kämmerlein, wo ein tüchtiges Frühstück bereit stand, das seinem hungerigen Magen trotz des Herzeleid's vorzüglich wohl behagte. Jetzt erschien auch Bruder Giuliani, Weinend stürzte ihm der Knabe entgegen, und bat ihn um seine Fürsprache, das Kloster nicht verlassen zu müssen. Giuliani aber tröstete ihn, indem er sprach: „Danke Gott, daß es so gekommen, und verlasse das Kloster lieber diese Stunde als die nächste.“ Und auf Georg's ängstliches: „Aber wohin?“ lautete die Antwort: „Nach Rom, in die Stadt der Künstler. Der gute Abt Gerhard gibt das Reisegeld, und meine alten Freunde in Rom nehmen dich gewiß gerne auf; auch Bruder Altomante wird dir an seine Freunde Empfehlungsschreiben mitgeben.“

Auf dem „Neuen Markte“ in Wien, früher „Mehlmarkt“ genannt, befindet sich ein Brunen, dessen Hauptz Schmuck meisterhafte Statuen sind, und kein Fremder verläßt Wien, ohne sich an dem Anblicke dieser herrlichen Kunstwerke gelabt zu haben. Die Mittelfigur stellt die Klugheit vor, welche von spielenden Kindern umgeben ist, die auf den Armen wasserspritzende Fische tragen. Am Rande lagern in prächtiger Grup-

piebung Flussgestalten, die Traun, Ybbs und March symbolisch darstellend. Das ist eines der vielen Werke des nachher so berühmt gewordenen Sängerknaben von Heiligenkreuz, Georg Raphael Donner, der im Jahre 1695 zu Eßlingen geboren wurde, und 1741 in Wien starb. Auf dem Höhenpunkt seines Ruhmes angelangt, lächelte er stets schalkhaft, wenn man ihn scherzweise „den Kerzendieb von Heiligenkreuz“ nannte.

B. May.

### Auf der Puszte.

Zwischen der Theiß und der Donau in Ungarn breiten sich die Puszten, ungeheure mit Gras bewachsene Ebenen, aus. Sie stellen die unübersehbaren Graswüsten Amerika's, die Pampas und Planos, im kleinen Maßstabe dar, denn hier wie dort ist Einförmigkeit in der Gestaltung des Bodens der Hauptcharakter, hier wie dort sind oft tagelange Wanderungen erforderlich, um die Wohnung eines Menschen anzutreffen, die einen wie die andern sind der Tummelplatz wild lebender Thiere. Wer Landschaftsbilder liebt, wo himmelanstrebende, wolkentragende Berge mit hellblitzenden Eiskronen den Horizont begrenzen, wo sich wilde Gebirgswässer ins Thal stürzen, schäumende, donnernde Wasserfälle bildend; den wird auf der Puszte, über der sich meist ein graublauer Himmel, wie ein düsterer Vorhang über ein düsteres Gemälde, breitet, das Gefühl der Einsamkeit mächtig ergreifen. Und dennoch schwebt auch über der Puszte eine Poesie eigenthümlicher Art, die dem Eingeborenen die einförmigen Ebenen ebenso zum Ziele seiner Sehnsucht macht, wie dem Alpenbewohner seine Berge. Die wildromantischen Gruppen der Hirten, die sich um den kunstlosen Feldbrunnen lagern, in gemächlicher Ruhe hineinblickend

in das hellodernde Feuer, das ihren Speck röstet; die Herden, die sich weithin zerstreuen, das eintönige Läuten ihrer Glocken und die Ruhe, die tiefe Stille, die alles einhüllt wie in einen Schleier, sie geben ein Bild, das sich einem echten Sohne Ungarn's tief in die Seele gräbt. Aber der eigentliche Zauber der Poesie weht um die Puste erst dann, wenn er anderswo mit der niedergegangenen Sonne erloschen ist.

Heingezogen sind Hirt und Herde, ein Lüftchen trägt auf leichten Schwingen den zitternden Klang des Abendgeläutes aus dem fernen Dörschen über die Ebene, die Purglut des Sonnenunterganges erbleicht nach und nach, aber mit der abnehmenden Röthe wird der Himmel immer blauer und blauer, bis er lächelnd herniederschaut auf die in Dunkel gehüllte Steppe. Durch das Schilfrohr zieht der Abendwind und erweckt in ihm ein melodisches Flüstern, das die Seele einwiegt und das Augenlid schließt. Nun Stille, tiefe, geheimnisvolle Stille! Da schweben die Töne eines melancholischen Liedes einher, ein Windstoß hat sie einem einsamen Hirten entführt, der sie seiner Pfeife entlockt, während er hinausstarrt in die majestätische Nacht.

Aber auch an gewaltigen Scenen fehlt es der Puste nicht. Oft steigen eine Menge weißer Säulen empor, die wie die Elfen im Märchen einen Tanz zwischen Himmel und Erde aufführen, der immer wilder und wilder wird, bis es in rasender Schnelligkeit dahintobt in einer Viertelstunde oft mehr als eine Meile weit. Es sind dies Staubsäulen, die nicht selten ein halbes hundert mehrere Meilen weit dahinbrausen, bis sie aneinanderstoßend sich selbst zerstören.

Oft heben sich vor dem stannenden Blicke des Beobachters blaue Berge aus dem Wasser empor, das Haupt weiß, wie mit Schnee bedeckt, sie rücken einander näher und näher, bis

sie zu einem stattlichen Gebirgszuge vereinigt sind. Aber o Wunder! das Gebirge rückt heran, Flammen brechen aus ihm, wie aus dem Krater eines Vulkans hervor, von dumpfem Murren begleitet, welches immer stärker wird, bis es als Donnerstimme dahinrollt, den wildesten Gewittersturm verkündend. Es sind Wolken, die sich entladen, ein mächtiger Wind erhebt sich, er jagt den Staub zusammen, der den gigantischen Kampf der Elemente einhüllt und nur von den Flammenbächen durchbrochen wird, welche für Augenblicke die Scene schaurig erhellen. Regengüsse überschwemmen die Ebene, die dürr und ausgebrannt die Fluten nicht ganz zu trinken vermag, welche da und dort Seen von riesiger Ausdehnung bilden. Die empörte Natur beruhigt sich, die Sonne dringt lächelnd durch die letzten Wolkentrümmer, die Luft ist so kühl und so rein, daß man viele Ortschaften mit freiem Auge unterscheidet, obwohl dieselben nicht selten 8—10 Meilen von einander entfernt sind.

Die Pustten sind von Hirten bewohnt. Man unterscheidet Pferdehirten (Czicos), Rinderhirten (Gulyaschen), Schafhirten (Inhassen) und Schweinehirten (Gonassen). Diese Hirten sind wilde, verwegene Gesellen, was schon ihr Aeußeres bekundet; der wildeste ist der Schweinehirt, obenan steht der Pferdehirt. Die Versammlungsorte dieser Pusttenöhne sind die über die Ebene zerstreuten Schänken, oft der Schauplatz der zügellosesten Vergnügungen. In der Ecke kauert der Zigeuner mit dem gelockten Rabenhaar, dem dunkelglühenden Auge, das Pfeifchen im Munde, die Fidel in der Hand, der er bald wilde, bald schwermüthige Tanzweisen entlockt, nach denen die Hirten die Nacht hindurch den stampfenden wirbelnden Tanz tanzen, dessen Wogen immer höher und höher gehen, je mehr Ungarwein durch die durstigen Kehlen geronnen. Wildes

Zauchen begleitet den Tanz, dem endlich beim Frühlicht Ermattung ein Ende macht. Der Zigeuner wird stets bezahlt, der Wirt selten; er entschädigt sich bei Gelegenheit, indem er ein von seinen Gästen gestohlenen Stück Vieh in seinen Stall führt. Das Mein und Dein kennt der Hirte der Puste nicht, und die Gewohnheit zu stehlen hat auch das Bestohlenwerden zur Gewohnheit gemacht. Die Kleidung des Hirten besteht meist aus dem Schafpelz, der Bunda, die im Sommer mit der Wollen-, im Winter mit der glatten Seite nach Außen getragen wird. Die Bewachung der Herden theilt ein großer, weißer Wolfshund mit dem Hirten, ja er überhebt ihn meist derselben, da dieses treue Thier, auf einer Anhöhe oder einem Düngerhaufen sitzend, die Herde nicht nur bis auf die kleinsten Bewegungen bewacht, sondern sie auch nöthigen Falls gegen Raubthiere vertheidigt.

Der Pferdehirt ist ein geborner Reiter. Wenn man ihn dahersiegen sieht, eins mit seinem Pferde, mit dem er verwachsen scheint, so meint man eine Gestalt der Götterjage, einen Centauren, zu erblicken. Er fängt die wilden auf der Puste freilebenden Pferde mit einer Schlinge, die er dem flüchtigen Thiere, während er ihm im pfeilschnellen Ritte folgt, um den Hals wirft; er springt sodann vom Pferde, wirft sich in einiger Entfernung zur Erde und zieht die Schlinge, deren anderes Ende er in der Hand hält, so fest an, daß das gemürgte Thier zu Boden stürzt. Nun eilt er hinzu, und stellt sich so über dasselbe, daß er, wenn es aufspringt, auf seinem Rücken sitzt. Jetzt geht es im rasenden Galopp dahin die weite Ebene entlang, das Ross erkennt in seinem Reiter bald seinen Meister und beugt den freien Nacken in das neue Joch, das ihm sein Herr durch eine Zärtlichkeit der Behandlung erleichtert, die man bei dem wilden Gefellen kaum suchen würde.

## Der Abfall der Niederlande.

Kaiser Karl V. war des Regierens müde geworden. Sein Plan, die Religionsparteien in Deutschland zu vereinigen, war gescheitert; sein Wunsch, den deutschen Kaiserthron auf seinen Sohn Philipp zu vererben, blieb unerfüllt; da sehnte sich das gebrochene Herz des einst so gewaltigen Fürsten nach dem stillen Frieden eines Klosters. Er übergab seinem Sohne die Regierung der Niederlande, Spaniens, Neapels und Amerikas, überließ seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Staaten und bezog dann — es war im Herbst des Jahres 1556 — eine bescheidene Wohnung neben dem Kloster St. Juste in Estremadura.

Sein Sohn, Philipp II., hatte aus dem Misgeschick des Vaters wenig gelernt; kurzsichtig glaubte der junge Fürst, in den Niederlanden durchsetzen zu können, was seinem Vater in Deutschland nicht gelungen war: die Herstellung der Einheit im Glauben. Zu dem Ende verpflanzte er die Inquisition mit allen ihren Schrecken von Spanien nach den Niederlanden, vermehrte die hier bestehenden Bisthümer von 4 auf 18 und stellte seiner Halbschwester Margaretha von Parma, welche er als Statthalterin der Niederlande einsetzte, den strengen und grausamen Cardinal Granvella als Großinquisitor an die Seite. Zur Unterdrückung von Volksaufständen blieben 4000 Mann fremder Truppen im Lande. Die Inquisitionsgerichte begannen nun ihre Wirksamkeit und zahlreiche Autodafés fanden statt. Dadurch wurde aber nur die Erbitterung unter dem Volke gesteigert, und zwar ebensowohl unter den Katholiken, als unter den Reformierten. Endlich zogen die fremden Truppen ab und auch Granvella verließ das Land. Die harten Religionsgesetze blieben jedoch in Kraft. Eine Gesandtschaft, die unter

Führung des Grafen Egmont nach Madrid gieng und dort um Zurücknahme der Strafgesetze gegen die Ketzer bat, erreichte nichts. Der König entgegnete, er wolle lieber tausendmal sterben, als eine Aenderung in der Religion dulden. Auch bei der Statthalterin fanden die Niederländer kein Gehör. Da verbündeten sich 300 Edelleute zur Befreiung des Landes. Dieses Bündnis ward von dem Könige und seiner Partei verachtet; es seien ja nur die Bettler (gueux), die sich vereinigt haben. Allein diese Bettler, die das Volk hinter sich hatten, wurden der spanischen Herrschaft bald furchtbar. „Treu bis zum Bettelsack,“ so lautete ihr Wahlspruch, und der Spruch blieb kein leeres Wort.

Die Inquisitionsgerichte fuhren inzwischen in ihrer Blut- und Feuerarbeit fort. Da riß den Niederländern die Geduld; sie unternahmen einen Bildersturm. Margaretha ließ den Aufbruch mit Waffengewalt unterdrücken. Philipp aber schickte den durch Grausamkeit berühmten Herzog Alba mit einem aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere in's Land. Da gab Margaretha ihre Entlassung. Alba, der jetzt alle Gewalt in seine Hand bekam, bildete sofort einen Blutrath, welcher zahllose Todesurtheile fällte und vollstrecken ließ. So wurden die Grafen Egmont und Horn in Brüssel öffentlich enthauptet, nach ihnen noch 18.000 andere Niederländer. Diese unerhörten Gewaltthaten, dann auch die Ausschreibung einer neuen, drückenden Steuer bewirkten einen allgemeinen Volksaufstand, an dessen Spitze sich der schweigsame Wilhelm von Oranien stellte. Eine Versammlung, die in Dortrecht statt fand, erklärte Oranien für den rechtmäßigen Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, und damit wurde der Grund zur Selbstständigkeit der nördlichen Niederlande gelegt. Alba konnte die Ereignisse nicht niederhalten; die gueux oder Geusen über-

wältigten die Spanier zu Land und Wasser. Dabei schmückten die Wassergeusen den Spaniern zum Hohn und Truze die Masten ihrer Schiffe mit gewaltigen Besen; reinfegen wollten sie das Meer, das die Küsten ihres Landes umspüle. Endlich verließ Alba die Niederlande. Seine Nachfolger, Requesers, Don Juan d'Autria und Alexander Farnesa, waren eben so wenig wie er im Stande, die abgefallenen Provinzen zu unterwerfen, sie mußten vielmehr froh sein, den südlichen Theil der Niederlande, das heutige Belgien, der spanischen Krone zu erhalten. Mit den drei Provinzen Holland, Seeland und Utrecht vereinigten sich bald auch die Provinzen Geldern, Friesland, Ober-Üffel und Gröningen. Das geschah 1579 und zwar zu Utrecht. Zwei Jahre später sagte sich der neue Bund in aller Form von Spanien los und im westphälischen Frieden, 1648, wurde die thatsächlich schon lange bestehende Unabhängigkeit der „Generalstaaten“ von allen Mächten anerkannt.

Fessen.

### Aus dem Leben der Ameisen.

Eine alte indische Sage erzählt, daß Ameisen in dem tiefen Dunkel ihres Baues rothes Gold, funkelnde Edelsteine und Perlen von seltener Größe eifersüchtig bewachen und dem, der etwas davon raubt, in Scharen von Millionen überall hinfolgen, bis er den Schatz wieder herausgegeben. Diese Sage beruht auf einer sonderbaren Erscheinung, welche Naturforscher bei einigen Ameisenarten beobachtet haben. Wie die Dohlen, Elstern und Raben eine besondere Vorliebe für hellblinkende und buntsfarbige Dinge haben, dieselben, wo sie solche finden, entwenden und in ihr Nest tragen, so gibt es

auch Ameisen, welche diese Eigenthümlichkeit mit den Dieben aus dem Vogelreiche theilen.

Der bekannte Reisende Mäthhausen fand bei den Zuni-Indianern sehr schöne Granaten als Schmuckgegenstände, und als er seine Bewunderung darüber äußerte, da weit und breit kein Fundort dieser Steine angetroffen wird, berichteten ihn die Indianer, sie fänden diese Schmuckgegenstände in Ameisenhaufen. Sobald es anfängt kälter zu werden, ziehen sich die Ameisen in die Tiefe zurück und dann brauche man bloß ihren Bau zu zerstören und die Granaten liegen zu tausenden im Tageslichte funkelnd da. Auch der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt berichtet, er habe im mexikanischen Hochlande glänzende Körner von Hyalith, einem weißen durchsichtigen Steine, in einem Ameisenbau gefunden.

Wenn aber die Vögel etwa darum stehlen, um ihr Nest zu schmücken, um sich an dem Anblick der funkelnden Gegenstände stets ergötzen zu können, so kann man denselben Grund bei den Ameisen wohl nicht annehmen; denn soll das Goldblech und die bunten Steine funkeln, so muß sie ja der Strahl der Sonne erreichen und dieser dringt nicht hinab in den dunkeln Erdbau dieser sonderbaren Thierchen. Man muß also annehmen, daß sie diese kostbaren Dinge nur darum zusammentragen und verbergen, weil sie das, was sie im Lichte erfreut, stets besitzen wollen, daß sie also, oft mit ungeheurer Anstrengung, sammeln, nicht um zu genießen, sondern nur um zu besitzen, und so wären ja die sonst so beliebten Thierchen mit Recht Geizhälse zu nennen.

Einer andern Art von Ameisen kann man noch Schlechteres nachsagen, nämlich, daß sie andere Ameisen auf die grausamste Weise in die Sklaverei schleppen, um sie zu lebenslänglicher harter Arbeit zu verurtheilen. Diese räuberischen

Ameisen sind von rother oder blasser Farbe, ihre Opfer schwarz. Der Raubzug wird mit so vieler Vorsicht und Klugheit vorbereitet und durchgeführt, daß wir demselben unsere Bewunderung nicht versagen können, wenngleich sein Zweck jeden mit Abscheu erfüllen muß, der auch für Thiere ein fühlendes Herz besitzt. Zuerst entsteht in dem Raubstaate eine ungewöhnliche Bewegung, das Hin- und Herrennen will kein Ende nehmen, dabei berühren sich die Thiere mit den Fühlern, wodurch sie sich wahrscheinlich Mittheilungen machen. Großer Rath wird gehalten. Dann werden Spione ausgesandt, um Orte zu entdecken, wo schwarze Ameisen sich angesiedelt haben. Bald kehren sie zurück und bringen Nachricht, und nun setzt sich die Armee in Bewegung; der Vortrab marschirt voran, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, um das Hauptheer vorbeipassiren zu lassen, und begibt sich dann zum Nachtrab, während andere ihren Platz einnehmen. Das feindliche Lager ist erreicht. Das Heer löst sich in tausende kleiner Kolonnen auf, die durch das Gras dahinschwärmen, bis der Bau der schwarzen Ameisen vollständig umzingelt ist. Nun beginnt der Angriff. Die Schildwachen der schwarzen Ameisen werfen sich mit besonderer Tapferkeit auf die ersten Angreifer, die meist erliegen. Die Nachricht von dem feindlichen Übersalle hat sich mit Blitzgeschnelle in dem Bau verbreitet und nun kommen tausende der schwarzen Krieger aus der Erde hervor, todesmuthig ihre Freiheit zu vertheidigen. Die Heere stehen kampfbereit einander gegenüber. Die Schlacht beginnt. Hüben und drüben wird mit Erbitterung gekämpft, bald neigt sich der Sieg auf die eine, bald auf die andere Seite. Die schwarzen sind den Künften der rothen nicht gewachsen: sie wanken, weichen und ziehen sich endlich in ihr Versteck zurück. Das Schlachtfeld ist mit Todten, mit Beinen, Köpfen und Fühlern wie übersäet. Nun wird

der Bau der Besiegten überfallen, die Wände des Erdhügels können den kräftigen Kiefern der rothen Krieger nicht widerstehen, sie fallen, und die Sieger dringen immer tiefer hinein in das feindliche Reich. Bald kehren sie zurück, jede der siegreichen Ameisen schleppt die Puppe einer schwarzen mit sich. In Reih und Glied marschirt nun die heutebeladene Armee zurück in das heimische Nest und dort werden die Gefangenen mit einer Zärtlichkeit behandelt, die man rührend nennen könnte, wüßte man nicht, daß Eigennuz der Beweggrund ist. Sind die erbeuteten Ameisen ihrer Hülle entschlüpft, so werden sie zur Arbeit angehalten, die sie auch mit Bereitwilligkeit, Ausdauer und Eifer leisten, und welche darin besteht, daß sie die Wohnungen reinigen, Nahrung und Baumaterialien herbeischleppen, die Larven nähren und pflegen und die Puppen in die Sonne tragen. Schmidt.

### Es muß doch wohl ein Engel sein.

Es muß doch wohl ein Engel sein,  
 der bei der Sterne mildem Schein  
 herniedersteigt zur Erden!  
 Wie könnte sonst ein Menschenherz,  
 so ganz erfüllt von Lust, von Schmerz,  
 so still und friedlich werden!  
 So friedlich wie ein Kirchelein,  
 so heilig wie ein Altarschrein,  
 so selig oft beim herbsten Los  
 wie's Kindlein auf dem Mutter Schoß  
 mit lächelnden Geberden!  
 Es muß doch wohl ein Engel sein,  
 der bei der Sterne mildem Schein  
 herniedersteigt zur Erden!

Seller.

## Nur ein Bettler.

Unter der großen Linde, deren Laubdach den Platz vor dem Dorfwirtshause beschattete, saß am wohlbesetzten Tisch der reiche Eichenbauer und ließ sich einen saftigen Braten recht gut schmecken, ohne darüber zu vergessen, der großen mit Bier gefüllten Kanne zuzusprechen, die im Sonnenstrale funkeln von ihm stand. Nicht weit davon kauerte auf der Steintreppe, die in's Wirtshaus führte, die jugendliche, aber von Krankheit und Elend gebrochene Gestalt eines Mannes, dem es angesichts des leckern Mahles auf dem Tische des Reichen wohl doppelt schwer wurde, die harte Brotkrume hinunterzuwürgen, an der er nagte. Von Zeit zu Zeit warf er einen lüsteren Blick hinüber zu seinem Nachbar und seufzte dann tief und schwer. Mehrmals war er im Begriffe sich zu erheben, aber immer wieder sank er auf seinen harten Sitz zurück. Endlich aber mochte der Gedanke in ihm siegen, daß der Mensch am meisten zum Geben geneigt ist, wenn er selbst genießt; der arme Mann erhob sich und gieng den alten Hut in der Hand, zu dem Eichenbauer hinüber und bat ihn stammelnd und mit gesenktem Blicke um einige Kreuzer. „Einige Kreuzer! gleich einige, einer thut's nicht!“ fuhr der Reiche den Bittenden zornig an, „das Bettelvolk wird immer unverschämter. Pack' dich, du Hungerleider, du Taugenichts, man hat nicht einmal beim Essen Ruhe vor diesem Gesindel.“ — „Mann!“ rief der Bettler und sein Athem gieng schwer und feuchend, „Mann, wie Ihr seht, bin ich krank und elend, Ihr seid der Erste, den ich in meinem Leben um eine Gabe angefleht habe, und Ihr könnt nicht wissen, ob Ihr nicht auch einmal die Gabe milder Herzen bedürftet. Ihr konntet meine Bitte abschlagen, hartherziger Mann, beschimpfen aber dürft

Ihr mich nimmermehr. Hätte ich gesunde Fäuste, ich würde Euch zu Boden schlagen, fürchtet aber trotzdem meine Rache!" — „Ha! ha! ha! ich deine Rache fürchten, ich, der reichste Bauer weit und breit, und du nur ein elender Bettler!" erwiderte hohnlachend der Eichenbauer, während der Bittsteller sich entfernte. Aber dennoch wollte ihm der Braten nicht mehr schmecken und auch ein Trunk mundete ihm nicht mehr. Der Eichenbauer war mehr hochmüthig als hartherzig; hätte der Bettler seine Schimpfworte ruhig über sich ergehen lassen, er hätte mehr erhalten, als er verlangt. Es überkam ihn ein Gefühl der Neue, und er würde den Bettler zurückgerufen haben, hätte ihn die falsche Scham nicht zurückgehalten. Mismuthig zahlte er die ziemlich hohe Zeche und gieng.

Zehn Jahre sind seitdem dahingeflossen und wir suchen den Eichenbauer wieder auf. Wir klopfen an den Eichenhof an, es wird uns aufgethan, wir fragen nach dem alten Eichenbauer und hören, der habe schon lange abgewirtschaftet, der Hof sei verkauft worden und in andere Hände übergegangen, der Bauer wohne jetzt am Ende des Dorfes in einem kleinen Häuschen, das er für den Rest seines Vermögens an sich gebracht habe. „Wie ist denn der Bauer so herabgekommen?" fragen wir. „Ja, Braten, Wein und Kartenspiel bei müßiger Hand zehren zuletzt den stattlichsten Hof auf!" erhalten wir zur Antwort und wir machen uns auf den Weg, den Gedehmüthigen in seinem bescheidenen Hause aufzusuchen. Der Mann ist alt, sehr alt geworden, die stattliche Gestalt ist tief gebeugt; und wie er dasitzt, hinausblickend durch die halberblindeten Scheiben des kleinen Fensters in das verwilderte Gärtchen, so voll Gram und Kummer, da beschleicht uns, trotzdem wir Zeugen seines einstigen Hochmuthes gewesen, dennoch ein Gefühl des Mitleides. Der Eichenbauer hatte durch den Verlust seiner

stattlichen Besizung nichts gelernt; er suchte den Grund seines Ruins nicht dort, wo er ihn hätte suchen sollen, in seinem Wohlleben und in seinem Müßiggang, nein, er schob alles auf das Schicksal und suchte sein Heil im Lotteriespiel, das endlich auch seinen letzten Kreuzer verzehrt hatte. Heute sollte sein Häuschen verkauft werden. Was dann? Die Stube füllte sich bald mit Bauern, die Gerichtspersonen kamen, die Versteigerung begann. „220 Gulden!“ rief der Versteigerer, „zum ersten, zweiten und“ — „400 Gulden!“ rief eine Stimme von der Thür her. Alle wandten sich überrascht um, ein städtisch gekleideter Mann stand am Eingange. „Ist der Mann bei Sinnen!“ rief der, der zuletzt das Meiste geboten und der das Häuschen so gut wie sein betrachtete, „für diese elende Hütte 400 Gulden.“ Unwillkürlich betrachteten die Bauern den Unbekannten genauer; der Mann sah nicht so aus, als ob er das Geld zum Fenster hinauswürfe. Da fuhr plötzlich einem alten Bauer ein Gedanke durch den Kopf. Seine Großmutter hatte ihm erzählt, unter dem Häuschen liege ein Schatz vergraben. Das ist's, was den Fremden zu dem hohen Anbot verlockt, und schnell bot er einen Gulden mehr. Der Fremde überbot ihn immer mehr und mehr, bis endlich der Bauer seufzend nachgab und dem Unbekannten das Häuschen um 500 Gulden zugeschlagen wurde. Der alte Eichenbauer weinte Freudenthränen. Die Schuld, die auf dem Häuschen lastete, betrug nur 200 Gulden; und der Rest des Kaufpreises reichte wohl aus für's tägliche Brot auf die wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren. Die Bauern zogen brummend ab, nicht ohne den Fremden von oben bis unten mit verwunderten Blicken zu messen. Dieser blieb zurück und sprach, nachdem er sich im Stübchen umgesehen: „Ihr ziehet wohl ungern aus diesem Häuschen?“ — „Freilich, freilich, ich glaubte hier meine Tage zu beschließen,“ antwortete

der Gefragte, während er mit dem Aermel über die Augen fuhr. — „Was würdet Ihr wohl dazu sagen, wenn ich Euch nebst der Kaufsumme das Häuschen wieder schenkte?“ — „Herr, treibt mit einem alten, unglücklichen Manne keinen Spaß!“ rief der Bauer betrübt aus und fiel vom Schmerze überwältigt auf einen Stuhl. „Ich spaße nicht,“ sprach der Fremde, „und ich schenke es Euch nicht, ich zahle Euch nur eine Schuld ab, denn Euch habe ich zu verdanken, daß ich als reicher, geachteter Mann dastehe in der Welt.“ — „Mir! mir!“ rief der Bauer verwundert aus, „ich habe Euch ja nie in meinem Leben gesehen!“ — „Doch, doch,“ sprach lächelnd der Fremde, „erinnert Ihr Euch des Bettlers nicht mehr, der Euch vor Jahren dort vor dem Wirthshause um eine Gabe ansahle, der Bettler war ich!“ — „Gott ist gerecht! Gott ist gerecht!“ rief der alte Bauer und ließ wie vernichtet den Kopf auf die Hand sinken. „Edler Mann, das ist Euere Rache? Ihr, den ich damals verhöhnt in meinem Uebermuth, Ihr, gerade Ihr wollt mich heute aus meinem Elend reißen?“ „Ja, denn Euch habe ich es zu danken, daß ich's vermag. Hört nur! Euere harten Worte von damals fielen wie Blitze in meine Seele und die wildesten Leidenschaften zuckten lichterloh in mir auf. Ich wollte mich in der Nacht in Euren Hof schleichen und ihn anzünden, ich wollte — ich weiß nicht mehr, was ich damals wollte, aber Euch zu verderben, war mein heißester Wunsch. Bald aber fragte mich eine innere bessere Stimme: „Hat der Mann nicht recht? bist du nicht ein Taugenichts, ein Bettler geworden, du, dem die Welt offen stand und die Bahn des Glückes? Haben deine Eltern nicht alles gethan, dich heranzuziehen zu einem tüchtigen Glied der menschlichen Gesellschaft? und was ist aus dir geworden? Ein Bettler! — Ich bin ja krank und elend, — entschuldigte ich mich bei mir selber. — Und wodurch

ist dein einst gesunder, blühender Leib krank und elend geworden? Durch Unmäßigkeit im Genuße, durch Müßiggang. O, kehre um vom Wege des Verderbens, den du eingeschlagen, kehre um, es ist noch Zeit!" so rief die Stimme des Guten flehend in mir, und ich wußte nicht, wie mir geschah, ein Tränenstrom entquoll meinem Auge, mein düsteres Gemüth wurde wieder heiter, wie einst in meiner Kindheit, meinem Auge erschien die Welt, die bis dahin für mich einen Trauerflor getragen, hell und freundlich. Und ich kehrte um, die Arbeit erlöste meine Seele von ihrem nagenden Kummer, meinen Leib von seinen Gebrechen, sie hat mir ein trautes glückliches Heim errungen, in welchem Gottes Segen blüht, den ich mit einem geliebten Weibe und zwei hoffnungsvollen Kindern theile. Eure Worte von damals haben mich erweckt aus meinem Taumel, sie haben mich vom Abgrund hinweg zum Glück geführt, darum nehmet aus meiner Hand, was ich Euch biete, denkt, es wäre Sohneshand!" — —

Der alte Eichenbauer lebte noch einige Jahre still in seinem Häuschen; wenn ein Bettler an die Thür klopfte, gieng er nie unbeschenkt von dannen, keinem aber reichte der alte Mann eine milde Gabe ohne Thränen zu vergießen.

Seller.

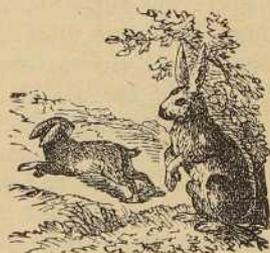
### Räthsel.

1. Welche Blumen vergehen vor der Sonne?
2. Wo folgt auf den Sieg sogleich der Friede?
3. Welches Spiel wird zu den Raubthieren gezählt?
4. Welcher Apfel gehört nicht zum Obst?
5. Welchen Apfel tragen wir im Kopfe?
6. Gibt es Wasser, das nicht flüssig ist?

Ph. Neumann.

## Der heldenmüthige Hase.

Hase: „Du kannst mich nicht als Helden ehren?  
Das, Füchlein, kann ich dir nicht wehren;  
doch bring' ich dir bei meiner Treu  
bald eine bess're Meinung bei.“



Fuchs: „Da kommt der Jäger eben her,  
nun, Häslein, setze dich zur Wehr,  
und sei gewiss, daß weit und breit  
ich rühme deine Tapferkeit.“  
Vom Jäger war wohl keine Spur,  
das Füchlein sagt's zum Scherze nur;  
denn wäre Hund und Jäger nah',  
sagt! bliebe dann der Fuchs wohl da?  
Doch kaum war dem das Wort entflo'h'n,  
so lief der Hase schon davon.  
„Einsweilen“, rief er, „Gott befohlen!  
ich muß nur meine Flinte holen.“

Heller.

## Der Gefangene.

Unheimliches Zwielficht spielt in den grauen feuchten Kerkermauern des alten Thurmes, der hoch in die Lüfte ragend an dem blühenden Gestade des freien Meeres das düstere Grab eines Elenden ist. Durch das vergitterte Fenster, für Menschenhand unerreichbar, kann die Sonne nur wenige Strahlen senden, und sie, die den hohen Fürstensaal wie des Armen Kämmerlein mit mildem Glanz verklärt, sie vermag das unheimliche Dunkel nicht zu bannen und deckt dennoch unbarmherzig dem schauernden Blicke auf, was die Nacht mitleidig verhüllt. Stille herrscht ringsumher. Aber es ist nicht jene heilige, andachtsvolle Stille, die der Abend ausgießt über die Welt, und welche das Herz zur süßen Wehmuth stimmt, in der die Freude doppelt hell erglänzt, die eisige Kinde eines leidenden Herzens dahinschmilzt in einem erlösenden Thränenstrom; es ist nicht jene majestätische Stille der Nacht, die wir kaum durch unsere Tritte zu stören wagen, welche die ganze große Welt in einen unendlichen Tempel wandelt, an dessen Kuppel mit Sternenschrift von Gottes Allmacht und Liebe geschrieben steht, nein, o nein! es ist die Stille des Todes, nur hier und da unterbrochen von dem Anprall der Meereswogen, die an das alte Gemäuer schlagen, so dröhnend und erschütternd wie der Urtheilsspruch des ewigen Richters an ein schuldbeladenes Herz.

Wenn die Menschen an diesem Schreckensort ein Herz begraben, das den Himmel der Unschuld in sich trägt, das zurückblicken kann auf einen Lebensweg, den Tugenden und edle Handlungen schmücken, o dann zaubert die Hoffnung der Seele eine Zukunft voll Glück und Freude vor, welche die schreckliche Gegenwart verklärt. Aber der Mann von hohem,

edlen Wuchs, der dort sitzt an dem steinernen Tisch, das früh-  
 erleichte Haupt lebensmüde auf die Hand gesenkt, er trägt  
 das Bewußtsein der Unschuld nicht im Herzen, die Folter des  
 schuldbeladenen Gewissens vermehren noch des Kerkers Qualen  
 und die wildesten Leidenschaften durchzucken seine Brust. Was  
 ist das tobende Meer, das sich, vom Sturm gepeitscht, wüthend  
 emporbäumt, in wilder Raserei sich aufwühlt bis in die tiefsten  
 Tiefen, was ist es gegen dieses unbändige stolze Menschenherz!  
 Der Scheitel dieses tief gebeugten Hauptes trug einst zwei  
 Kronen, diese Hand, die sich nun in ohnmächtiger Wuth ballt,  
 sie schwang einst ein mächtiges Scepter, ein siegreiches Schwert,  
 und den sie jetzt draußen hohnlachend die „Thurmmaus“ nen-  
 nen — Christian II., König von Dänemark, war sein Name.  
 Ein süßer Schlaf, ein goldener Traum hält seine Seele ge-  
 fangen. Dahin über das unter den Sonnenpfeilen blizende  
 Meer fliegt die buntbeslagte Flotte, nah und näher winkt das  
 grünende, fruchtbare Ufer. Nun ist es erreicht und aus tau-  
 send und abermals tausend Kriegerkehlen begrüßt ihn ein  
 donnerndes „Hurrah!“ Die Fahnen und Schwerter senken sich  
 vor seiner Majestät, rauschende Musik ertönt, das Heer setzt  
 sich in Bewegung, er zieht an der Spitze desselben einher in  
 vergoldeter Rüstung, den funkelnden Helm mit wallendem Feder-  
 busche auf dem stolz erhobenen Haupt. Da fliegt um die harten  
 Züge des ersten Angesichts ein glückliches Lächeln! Von  
 hohem Altane winkt eine weiße Frauenhand, goldgelockte Kinder  
 drängen sich an das vergoldete Gitter und rufen ihm zu. Es  
 ist seine geliebte Gattin, es sind seine theueren Kinder! —  
 Da tönt ein dumpfer dröhnender Schlag! Das Traumbild  
 ist entflohen, der Kerkermeister, der mit einem wuchtigen Schlag  
 auf den Tisch den Schläfer aus seiner Ruhe gestört, steht vor  
 ihm und blickt ihn grinsend an. „Schon wieder geschlafen,

Christian! Du darfst nicht schlafen, so lange draußen die Sonne scheint. Hörst du!" So sprach er, wandte sich und gieng.

Stieren Blickes sah der König den Kerkermeister an. Träumte er nicht erst jetzt? Ist es wirklich wahr, daß der niedrigste Diener Dänemarks mit seinem Herrn und Gebieter also reden darf? Und er sah die nackten triefenden Mauern an, das kleine vergitterte Fenster, seinen langen, langen grauen Bart, sein elendes Gewand und in Verzweiflung rief er aus: „Es ist Wahrheit! Wahrheit! Wehe dir, du treulofer Adel, der du mich an diesen Schreckensort fesselst, weh' dir du giftgeschwollene Schlangenbrut, wenn diese Mauern sich mir zur Freiheit öffnen, den Kopf will ich dir zertreten, ersäufen will ich dieses treulose Land in Strömen Blutes!" Und wie vom Wahnsinn ergriffen, rannte er um den steinernen Tisch, dessen Rand er mit seinem Nagel ritzte, so lange, bis er ohnmächtig dahinsank. Diesen Kreislauf der Verzweiflung mußte der unglückliche König schon oft durchlaufen haben, denn der Rand des Tisches zeigte schon eine ziemlich tiefe Rinne, von dem Nagel des Rasenden eingeritzt.

Die Leidenschaft hatte ausgetobt und die Vernunft kehrte wieder. „Hast du dein Land nicht durch ungerechte Kriege arm und elend gemacht? Hast du nicht die Hoffnung des Landmannes jahraus jahrein vernichtet, den Schweiß des Arbeiters, das Blut deiner Unterthanen vergendet?" fragte sie ihn, die prüfende Vernunft. „Es war mein Land, es waren meine Unterthanen, deren Pflicht es ist, sich für Fürst und Vaterland zu opfern!" entgegnete der Stolz. „Gewiß, es war dein Land; aber ward es dir nicht verliehen, es zu beglücken, Segen auszustreuen über seine Fluren, Friede über seine Hütten? War es nicht dein eigenes Volk, gegen das sich dein Schwert

gewendet, hast du nicht Bruder gegen Bruder in die blutigsten Schlachten gejagt? Und gedenke des blutigen Tages zu Stockholm, du Mann ohne Erbarmen!" rief die Vernunft und hob den Schleier der Vergangenheit. Schauernd verhüllte der König sein Haupt, schloß sein Auge, aber das Bild wollte dennoch nicht schwinden, es trieb ihn wieder um den steinernen Tisch, bis die Nacht die Finsternis in den Kerker und den verfühnenden Schlaf auf das brennend heiße Augenlid des Königs senkte.

So waren Jahre dahingeflossen, lange, bange Jahre. Noch oft jagte die Verzweiflung den armen Gefangenen um den Tisch herum, dessen Rinne immer tiefer wurde. Allwälig mußten aber die finstern Leidenschaften stiller Ergebung weichen; als aber die wilden Gesellen: Hochmuth, Stolz, Nachgier und Trotz den König nach und nach verließen, da wurde die Einsamkeit immer schrecklicher und schauriger, das Herz, in das nun mildere Gefühle eingezogen, sehnte sich nach einem Wesen, dem es sich erschließen, dem es seine Leiden klagen konnte, das ihn in der Hoffnung für die Zukunft be stärkte, die selbst in der Moderluft dieses Grabes noch grünte in der leidenden Seele. So saß er eines Abends da und gedachte seines Weibes und seiner Kinder, die fern von ihm für ihn weinten und beteten, er gedachte der Zeit, wo ihn der Ehrgeiz oft fortgetrieben aus dem beglückenden Kreise seiner Familie in die wilde Schlacht. „O, was sind alle Kronen der Erde gegen dieses reine Glück, gegen diese Seligkeit, was ist Siegesjubel gegen den süßen Gruß eines Kindes, was ist die sflavische Huldigung von Millionen gegen das „Willkommen!“ eines liebevollen Weibes!“ rief der Gefangene schmerzlich aus und die ersten Thränen, die er seit seiner Gefangenschaft geweint, rollten aus seinen Augen nieder. „Ach, lasse sie mich wiedersehen!

nur noch einmal wiedersehen!" flehte er mit erhobenen Händen, „du Gott des Erbarmens und der Liebe. Und dauert die Prüfung noch lange, du unerforschlicher Richter, o so gib mir ein Wesen, das lebt wie ich, gib mir etwas, an das sich mein Herz anzuklammern vermag, das diese schaurige Einsamkeit belebt!“ Und kaum hatte er ausgesprochen, da bligte es wie ein Silberfaden durch die Dunkelheit und auf demselben stieg eine Spinne hernieder und kroch auf dem Steintische gerade vor dem Gefangenen hin und her. „Du bist allbarmherzig, du Schöpfer der Welten, du hast mein Gebet erhört, du hast mir diese Spinne gesendet, sie soll meine Freundin, mein Trost an diesem furchtbaren Orte sein!“ rief dankerfüllt der König. Und die Spinne sie wurde es. Bald kannte sie ihren Freund; und wenn er rief, da kam sie aus dem entferntesten Winkel herbei, kroch auf seinen Arm und hörte seine Gespräche an, als ob sie jedes Wort verstände, als ob sie seine Gefühle theilte. Der König, der im stolzen Übermuth die Menschen und das Menschenthum verachtete, der oft genug die Freundschaft von sich wies, die mit ernster Mahnung nahte; derselbe König war hoch beglückt, daß eine Spinne seine Freundin geworden. Stundenlang sah er ihr zu, wie sie ihre Neze spann; er, der Menschenglück und Menschenwerk nur zu oft im Übermuth zerstört hatte, er jammerte, wenn er aus Versehen eines der künstlichen Werke seiner Freundin verdarb. Wenn sie seiner Erzählung still zugehört, dann liebte er sie, und nannte sie mit tausend Schmeichelnamen. Sein erster Blick am Morgen galt ihr, und ehe er sich des Abends dem Schlafe hingab, betrachtete er sie noch einmal mit stillem Lächeln. O, hätten ihn die Männer, welche um des Landes Wohl besorgt, den Blutgierigen einem wilden Thiere gleich in Fesseln schlugen, einmal sehen können in seinem stillbeglückten Verkehr mit der

grauen Spinne, sie hätten ihn befreit, hätten ihm verziehen, schon um der Kämpfe willen, die ein so stolzes Herz durchkämpfen mußte, um aus dem Tarmel ungemessenen Ehrgeizes herabzusteigen zu solcher Genügsamkeit. Einer war's, der den König lange beobachtete in seinem stillen Glück, aber über die Züge dieses Beobachters flog keine Nüchternheit, kein Mitleid, nein die zuckenden Blitze des Hasses leuchteten in demselben, die unheimliche Glut wider Rache. Es war der Kerkermeister. Einst, als gerade die Spinne auf den Ruf ihres Freundes von der Decke niedersieg, da trat er ein mit einem gellenden Hohnlachen, riß das Thier auf den Boden und zertrat es. Ein Schrei der Verzweiflung entrang sich des Königs Brust, er wollte sich auf den Mörder seiner geliebten Freundin werfen, dieser aber wich aus und der Greis fiel auf den Boden wie todt dahin. Mit teuflischer Lust betrachtete der Kerkermeister bald die todte Spinne, bald den todenähnlichen König. Dieser erholte sich nach und nach, und nachdem er seinen Quäler mit einem Jammerblicke betrachtet, rief er schmerzlich aus: „Was habe ich dir gethan, daß du mich in Verzweiflung jagst?“ — „Das will ich dir sagen, Christian, höre mir nur zu!“ entgegnete der Gefragte. „Es war einmal ein König, der fügte zu Dänemarks Krone noch die Schwedens hinzu. Nach der Krönung, bei der sein Mund von goldenen Verheißungen überfloß, wollte der König, ein Ungeheuer, dessen Herz falsch wie eine Schlange und blutdürstig wie ein Tieger war, ein Blutbad sehen, und er richtete es an, ganz eines solchen Wütherichs würdig. Zwölf der edelsten Männer wurden ohne jeden triftigen Grund auf Stockholms Marktplatz enthauptet. Darunter war auch der Bürgermeister Stockholms. Dieser hatte einen Diener, der seinen Herrn über alles liebte, und dieser Diener stand daneben, als seines Herrn edles Haupt

unter dem Beile fiel, dieser Diener tauchte seine Hand in seines Herrn Blut und hob sie zu einem heiligen Eide gen Himmel empor, nicht eher zu ruhen, als bis sein Herr gerächt, furchtbar gerächt sei. Der König bist du, der Diener bin ich; nicht wahr, ich habe Wort gehalten? Und fort will ich dich quälen, bis an dein Ende, Christian. Ha! ha! ha! Du entsegest dich darüber, dass mein Fuß eine Spinne zertrat, wie viel Menschenleben, wie viel Menschenglück hast du zertreten!" —

Doch der Gott der Gerechtigkeit, ist auch der Gott des Erbarmens. Bald darauf wurde dem Könige die Freiheit wiedergegeben, er konnte sie, gebrochen an Leib und Seele, nur kurze Zeit genießen.

Dit sagte er: „Unter all' den Qualen, die ich als gerechte Strafe gelitten, war die die schrecklichste, als ich meine Freundin, die Trösterin meines Herzens, todt am Boden sah.“ —

Des Menschen Herz kann verwildern, dass man sich mit Schauern von ihm wendet, der göttliche Funke des Guten erlischt aber dennoch nie ganz in ihm. Heller.

## Der Paradiesvogel.

Ihr habet, liebe Leser, vielleicht schon gehört, dass man vom Pelikan erzählt, er habe sich die Brust mit seinem Schnabel auf, um seine Jungen mit seinem Herzblute zu nähren. So schön und rührend dies auch klingt, vor den Augen der Naturforscher unserer Zeit haben diese und ähnliche Erzählungen keine Gnade gefunden; sie wurden ohne Erbarmen in das Märchenreich verbannt. So erging es auch

dem Paradiesvogel; das zarte Gewebe all der wunderbaren Erzählungen, das ihn umgab, ist von der unbarmherzigen Hand der neuern Forschung zerrissen worden. Als die ersten Bälge dieser Vögel mit so wunderbar zartem Gefieder nach Europa kamen, da suchte man an denselben vergebens die Füße, und sogleich waren die Naturforscher damaliger Zeit bereit, ihren fehlenden Scharfsinn durch allerlei wunderbare Märchen zu ersetzen. Sie sagten, da die Vögel keine Füße hätten, so könnten sie nicht auf Bäumen nisten und sich von Samen, Würmern und Früchten nähren wie andere Vögel, sie müßten in Lüften schweben, sich von dem süßen Thau des Himmels und von der Luft höherer Regionen nähren und ihre Eier würden dadurch ausgebrütet, daß sie dieselben unter den Flügeln tragen, bis die Jungen entschlüpfen u. s. w. Diese wunderbare Lebensweise und die nie gesehene Pracht des Gefieders weise darauf hin, daß diese Vögel nur in einer mit himmlischen Schönheiten geschückten Gegend — im Paradiese leben könnten, und darum legte man ihnen den Namen „Paradiesvogel“ bei. Die Eingeborenen Neu-Guineas, der Heimat dieser Vögel, welche recht gut wußten, warum die Bälge keine Füße hatten — sie rissen sie nämlich behufs besserer Verpackung aus — vermehrten diese Wunderjagen noch, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Europäer nun auch die Wunder an dem Vogel bezahlen mußten. Der Naturforscher Gaimard, der den Kapitän Freycinet 1817 auf seiner Erdumsegelung begleitete, war der erste, welcher über diesen sonderbaren Vogel genaueren Aufschluß gab. Man unterscheidet gewöhnlich vier Arten und zwar: den gemeinen Paradiesvogel, den Königsvogel, den schwarzen Paradiesvogel und den Goldparadiesvogel. Einige Naturforscher wollen sechs, andere sogar zwölf Arten kennen. Sie erlangen

meist die Größe einer Lerche oder die eines Häfers. Der gemeine Paradiesvogel zeichnet sich vor allen andern durch besondere Pracht aus und es gibt keinen schöneren Anblick als den Vogel im Sonnenglanz dahinfliegen zu sehen durch die blaue Luft; man meint einen Stern zu erblicken, der in wechselnden Farben strahlt. Der Reisende Lesson erzählt: „Gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft in Neu-Guinea gieng ich auf die Jagd. Kaum hatte ich einige hundert Schritte in dem großen Urwald zurückgelegt, so stieg ein Paradiesvogel auf und flog in wellenförmigem Fluge davon, wobei seine weichen Federn durch ihr Flattern im Winde einen ganz eigenthümlichen Anblick boten, ohne Uebertreibung glich der Vogel einem glänzenden Meteor; vor Erstaunen vergaß ich zu schießen.“ Dieser Vogel zeichnet sich noch außerdem durch eine besondere Eigenthümlichkeit aus. Er brütet nämlich nur auf der Insel Neu-Guinea; ist die Brutzeit vorbei, wartet er einen Westwind ab, mit welchem er nach der Insel Aru kommt, von der er nach Neu-Guinea wieder mit dem Ostwinde zurückkehrt.

Das Gefieder der Paradiesvögel zeichnet sich nicht allein durch Mannigfaltigkeit und Glanz der Farben, sondern auch durch zierliche Formen und eigenthümlichen Bau aus. Die kurzen Federn an der Stirne glänzen matt wie Seide, die an der Kehle wie Gold oder Smaragd, die Seitenfedern gleichen wallenden Federbüschen, deren Enden mit Edelsteinen geschmückt sind, der Schwanz besteht aus zwölf Federn, von denen zwei sich in mannigfaltiger Weise krümmen. Jedoch nur die Männchen entfalten diese Pracht des Gefieders, den Weibchen fehlen auch die verlängerten Schwanzfedern. Ueber die Lebensweise der Paradiesvögel weiß man noch heute sehr wenig. Sie sitzen gleich unseren Raben gerne auf den Spitzen

hoher Bäume, verbergen sich gleich ihnen bei großer Hitze; nur des Morgens und des Abends suchen sie ihre Nahrung, die hauptsächlich aus Früchten des Feakbaumes und aus den rosenrothen schleimigen Feigen besteht.

Die Bewohner Neu-Guineas erlegen die Vögel, indem sie auf die Bäume klettern, auf denen diese gefiederten Wunder ihre Nachtruhe halten, und sie mit kurzen zu diesem Zwecke bereiteten Pfeilen erlegen. Die Vögel verlieren aber soviel an Farbenglanz, daß sie mit dem Gefieder der lebenden Vögel gar nicht verglichen werden können. Bevor die Einwohner Neu-Guineas mit den Federn Handel trieben, erlegten sie nur so viel Paradiesvögel als nothwendig waren zu dem Tribute, den sie einheimischen und fremden Häuptlingen zu bringen hatten, die ihre Kronen und Schwerter mit deren Gefieder schmückten; daher waren die Vögel ehemals zahlreicher als in der Gegenwart. Es ist sehr schwer, das Treiben dieser Thiere im Freien zu betrachten, da sie sich schnell in das dicke Laub zurückziehen, sobald sie sich beobachtet sehen; um desto interessanter ist es, was der Naturforscher Bennett von einem zahmen Männchen berichtet, das er zum Gegenstand seines Studiums machte. Er erzählt: „Die günstige Tageszeit, das Thun und Lassen dieses hinreißend schönen Vogels, die verborgenen Reize seines Gefieders und die Anmuth seiner Bewegungen kennen zu lernen, ist die Frühe. Das wunderbarlichste Untergefieder wird dann auseinandergefaltet und emsig durch den Schnabel gezogen, die kurzen braunrothen Schwingen werden so weit als möglich ausgespannt und in flatternder Bewegung gehalten, als wollte er ihre Flugkraft üben, um sie in der Gefangenschaft nicht zu verlieren. Während dieser zierlichen Uebung richtet er zugleich die zarten Rückenfedern auf und schlägt sie wie einen Fächer auseinander.

Nachdem die Fittige ausgebreitet und geübt, schlägt er sie aneinander, so daß sie den Kopf umschleiern; dann neigt er sich anmuthig abwärts, um sich auch unterhalb zu beschauen. Endlich kommen auch die lieblichen Seitensfederbüsche, die im Fluge wie eine Sternschnuppe flimmern, an die Reihe, indem er sie aufwärts richtet und emporträubt, so daß er einen vollen Strauß bildet. Das helle Sonnenlicht scheint er eben so zu vermeiden als den Boden seines Käfigs, letzteres wahrscheinlich aus Sorge für sein Prachtgefieder, auf welches er so stolz ist, daß er auch nicht den geringsten Fleck darauf duldet.“ —

Zum Lobe dieses Vogels ist noch zu erwähnen, daß er sich durch besondere Sanftmuth und durch Verträglichkeit auszeichnet und somit ganz das Gegentheil seines kleinen Veters, des streitsüchtigen und jähornigen Kolibris bildet.

A. Lenz.

### Am Flusse.

Auf einem leichten Rahne hat uns der graubärtige Fährmann über den Fluß gesetzt: wir stoßen ans Ufer. Das Schilfrohr rauscht, vom Winde bewegt, ein eigenthümliches Säuseln zieht sich durch dasselbe hin. Die Enten und Gänse aus dem Dorfe, dessen blanke Häuser mit den malerischen, rothen Ziegeldächern, dessen blechedecker Kirchthurm und dessen Obstdärten zu uns herübergucken, watscheln nach Fröschen haschend, oder um solche zankend, wenn welche gefangen sind, am Ufer umher. Einige schwimmen ganz ruhig auf dem Flusse, waschen und putzen ihr Gefieder, tauchen in die Tiefe und kommen an anderen Stellen wieder zum Vorschein. Herrlich ist das breite Silberband, in dem die Morgensonne sich

spiegelt, anzuschauen. Weit ausgedehnte, im frischem herrlichen Grün prangende Auen und bunte Wiesen bedecken die Ufer, Vogelgesang tönt von allen Seiten an unser Ohr und wir folgen gerne dem einladenden Rufe des Finken, der in den dichten Pappelzweigen sich fein zierliches Nestchen gebaut und jubelnd das Grün des Frühlings lobt und den herrlichen Schatten, den die dichtbelaubten Bäume auf den Moosboden werfen; aber wir dürfen uns da nicht lagern, wir haben anderes zu schauen uns vorgenommen.

Wir gehen längs des Ufers abwärts und kommen zu einer Stelle, wo der Fluß durch ein sogenanntes „Wehr“ abgesperrt ist. Ober demselben zweigt sich ein Arm ab, in welchem das hier in seinem Laufe gehemmte Wasser abfließt. Am Ufer dieses schmäleren Flusses gehen wir nun weiter. Nicht lange, so dringt ein bekanntes Geräusch zu uns her.

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach, klipp, klapp!“ sang der muntere Fritz und wäre freudig vorausgesprungen. Sachte, lieber Kleiner, wir gehen mit einander.

Die Ufer des Mühlbaches — der Flurhüter, welcher an demselben saß und mit seinem verrosteten Säbel erbarmungslos einen Ameisenhaufen zermühlte, nannte den kleinen Flußarm so — waren mit dichtem Gebüsch bewachsen. Den eigentlichen Rahmen bildete auch hier das sich sanft wiegende Schilf, das so hoch war, daß wir darüber weg den Wasserpiegel nicht sehen konnten.

Fritz war mit dem Flurhüter deswegen bald bekannt, weil dieser einen Säbel trug, und er fragte ihn unter Anderem, warum man denn das Wasser nicht in den breiten Arm fließen lasse, das wäre ein größerer Fluß, meinte er. — „Ja, lieber Zunge,“ antwortete der gutmüthige Hüter, „dann würden sich die Mühlräder dort unter den schattigen Akazien wohl schwerlich

so schnell drehen, und du würdest die Mühle nicht so lustig klappern hören. Den Mühlbach hat sich der Müller ja selbst gebaut, und damit das Wasser nicht in dem Flusse fortfließe, hat er das Wehr dort anlegen lassen, so muß das Wasser denn da herein. Früher war es so wie du meinst — da floss das Wasser ruhig im gewohnten Bette — jetzt aber muß es da herein und für den Müller arbeiten. Es hat dem Manne viel Geld gekostet, und noch alljährlich macht das Wasser an den Bauten großen Schaden, wenn im Frühjahr die mächtigen Eisschollen an den Pfosten und Steinen des Wehres rütteln. Es sieht und hört sich gar grausig an, wenn die große Wassermasse und die mitkommenden großen Eisklumpen über das Wehr pfeilschnell hinabgleiten und von den sich stauenden Wogen klastertoch emporgehoben werden. Das Brausen und Tosen übertönt da weit die eigenen Worte und der Schaum spritzt über die hohen Ufermauern weg, den Zuschauern ins Gesicht. Dabei leiden, wie gesagt, die Bauwerke, und der Müller muß tief in den Säckel greifen, soll der Schaden wieder ausgebessert werden.“

„Doch ich muß meine Kunde machen,“ sagte der Mann, drückte dem dankenden Fritz die Hand und gieng.

Wir giengen nun zur Mühle. Da stand in dem großen Hofe Wagen an Wagen, mehlbestäubte Müllerbursche liefen geschäftig umher. Einige trugen schwere Säcke mit Getreide in die Mühle hinein — andere brachten solche mit Mehl gefüllt und luden sie auf den Wagen. Der Knecht fuhr heim — andere Knechte kamen und brachten neues Korn zu mahlen.

Dieses geschäftige Treiben, das Lachen und Singen der Mühlknechte und der das Mahlen besorgenden Bauerdirnen, das Behanen der Mühlsteine, um sie scharf und so wieder wirksamer zu machen, das Sägen, Hobeln und Hacken der

Zimmerleute, die an beschädigten Wasserrädern ausbessern, — das Klaischen und Tosen des Wassers, welches die Räder in Bewegung setzt, das bekannte Klipp — Klapp, welches stets die erste Stimme behaupten will, dies alles nahm unser Auge und Ohr sogleich gefangen.

Aber Fritz brannte schon vor Ungeduld; er wollte die Räder sehen und wie sie vom Wasser bewegt werden. Der freundliche Müller, mehlbestäubt wie seine Knechte, gestattete uns, in die Räderstube zu treten, und schickte noch einen Burschen mit, der uns Alles erklären sollte.

Das Flussbett war hier in der Räderstube mit Holz ausgekleidet und in mehrere Rinnen getheilt. In jeder dieser Rinnen, die abhüßig gebaut waren, damit das Wasser um so kräftiger wirke, waren ein bis drei Räder.

Einige Rinnen waren trocken. Der Bursche erklärte uns, daß die Steine, die von den Rädern dieser Rinnen getrieben, gerade scharf gemacht werden, deswegen stehen die Räder still, wie wohl auch sonst, wenn die Mühle nichts zu thun habe, oder auch in heißen Sommern, wenn zum Mahlen zu wenig Wasser sei. In letzterem Falle werden die Rinnen abgesperrt, bis sich mehr Wasser angesammelt hat, um wieder einige Zeit mahlen zu können; es wird geschwellt, sagt der Müller.

Es waren hier etwa vier Rinnen, in jeder bis drei Räder, zusammen zwölf; alle fest und groß gebaut. Sie drehten sich aber nicht wie Fritz gemeint pfeilschnell, sondern nur mäßig und dennoch flogen die Steine im Kreise. Das hat der Müller in seiner Gewalt; will er eine schnellere Bewegung, so braucht er in die bekannten Rinnen nur mehr Wasser einzulassen, oder umgekehrt.

Als wir genug geschaut hatten, fragte Fritz den Müller, warum er seine Mühle nicht gleich an den Fluß gebaut, sondern

sich erst ein Wehr und einen so langen Mühlgraben gemacht habe?

„Nieber Junge, da würde von meiner Mühle schon längst kein Stein mehr da sein, denn dort könnten die Wasserfluten und Eisschollen ungehindert überall hinkommen und zerstören, — hier nicht, ich sperre einfach ab.“

„Ja es wäre schade um die schöne Mühle,“ sagte Fritz — lüftete sein Hütchen und wir giengen heim.

Fritz fragte mich auf dem Heimwege, ob denn alle Mühlen so groß und schön seien und so viele Räder hätten, wie diese.

Ihr wißt, liebe Leser, daß das nicht immer der Fall ist. Manche Mühle steht an einem kleinen Bache, dessen weniges Wasser durch eine Holzrinne von oben auf das einzige Rad fällt. Da gibt es kein Pferdegewieher, kein buntes Durcheinanderrennen der Mühlknechte. Die Leute tragen ihr Mehl von hier auf dem Rücken fort, oder bedienen sich höchstens des Schubkarrens.

Der Müller braucht keine Knechte, er richtet Alles allein. —

Doch sind die meisten Mühlen glücklicher daran. Gewöhnlich stehen sie unter dem schattigen Laubdache der Weiden und Erlen, die den Bachrand schmücken, von grünenden Wiesen umgeben. Im Winter sieht es freilich trostlos aus da draußen, wenn das Geräusch des niederstürzenden Wassers unter den dicken Eiskrusten verstummt und die ganze Umgebung mit Schnee bedeckt ist; — kehrt aber der Frühling ins Land zurück, dann wird es auch hier wieder lebendig, der Bach erwacht aus seinem Schlummer, schüttelt sich und springt wieder hurtig weiter — er sieht, daß er viel verschlafen — und das einzige Rad der kleinen Mühle dreht sich nun mit eben dem Eifer, wie die stattliche Anzahl der Räder der großen, prächtigen Mühle.

Ed. Jordan.

## Die Fingalshöhle.

An der Südküste der Insel Staffa, welche zu der Inselgruppe der Hebriden gehört, liegt die berühmte Fingalshöhle. Diese, eine der größten und schönsten Naturmerkwürdigkeiten Europa's, hat ihren Namen von einer Sage, die noch heute unter den Bewohnern der Hebriden, den Bergschotten, lebt.

Sie erzählt: Veiläufig im dritten Jahrhunderte n. Ch. herrschte über Morver, einer Provinz des alten Kaledoniens, ein Fürst, ein mächtiger, tapfere Kede, Fingal. Er erfüllte die Welt mit seinem Ruhm, den er sich durch glorreiche Züge wider die Römer, Schweden und Iren erwarb. Diese Kriegszüge und die wunderbaren Abenteuer derselben besang sein Sohn, der Dichter Ossian, in zwei herrlichen Dichtungen: „Fingal“ und „Lemona“, in denen Fingal als siegreicher Krieger, der mit Muth und Tapferkeit die höchste Milde verband und der, sobald das Schwert ruhte, zur Feier griff, geschildert wird. Riesen erbauten dem Fingal zu Ehren die prachtvolle Grotte, die in ihrem Innern einem majestätischen Dome gleicht. In dieser Höhle wandelt, so erzählt die Sage, noch heute sein Heldengeist, und das melodische Getöse, das die Höhle erfüllt (in Wirklichkeit von fallenden Wassertropfen herrührend), ist der Wiederhall der Lieder Ossian's, dessen Geist mit dem des Helden vereinigt ist. — Der Boden der 371 Fuß langen Höhle ist vom Meere ausgefüllt, das am Eingang 18 Fuß tief ist, man kann also in dieselbe nur mittelst eines Rahnes dringen. Die Wände bestehen aus zwei Reihen Basaltsäulen, die meist 50 Fuß hoch ein gewaltiges, 250 Fuß langes Gewölbe tragen. Die Breite beträgt am Eingange 53 Fuß, am Ende 20 Fuß, die Höhe der Grotte beträgt am Eingang 117, im Hintergrunde 70 Fuß.

Die stolzen Säulen, die, dicht aneinandergedrängt, die mächtige Pforte bilden, die herrliche Kuppel, der von den grünlichimmernden Fluten des Meeres gebildete Fußboden, die rosenrothen, zarten Seegewächse, welche die vom Meerwasser bespülten Felsstrümmen bekleiden, von welchen das Dunkelbraun der Säulen so herrlich absticht, alles das zusammengenommen gibt ein Bild, wie es selbst die kühnste Künstlerphantasie zu erfinden, die größte Künstlerhand auszuführen nicht vermag. Die Luft ist nicht so dumpf und schwer wie es in anderen Höhlen zu sein pflegt, das wogende Meer erhält sie im Gegentheile frisch und labend.

Dieserigen Männer, welche zuerst in die Grotte eindringen und so diese Naturschönheit der Menschheit erschlossen, sind die Reisenden Banks, Permant und Trois. Sie befuhrten im Jahre 1772 die Grotte, die bis dahin fast gänzlich unbekannt war.

Reinhold.

### Beim Vater Petrus.

So war denn einer der innigsten Wünsche meiner Kindheit erfüllt! Ich hatte Salzburg, den Ort betreten, wo der Fürst im Reiche der Töne, der unsterbliche Wolfgang Mozart, das Licht der Welt erblickte; ich stand vor dem ehernen Monument, das ihm die dankbare Menschheit als ein Zeichen der Liebe und Bewunderung gesetzt. Wie einfach und dennoch wie erhaben ist dieses Denkmal! Es ist ganz so, als hätte eine höhere Macht den großen Tondichter in dem Augenblicke in Erz verwandelt, wo ihm die Offenbarung des Höchsten ward. Da steht er, das liebliche, kindlich schöne Angesicht mit der gedankenreichen Stirne empor gewandt, gleichsam in de-

muthsvoller Andacht Himmelsharmonien lauschend, und je mehr man sie anblickt, diese edlen Züge, desto mehr erscheinen sie von dem Strale göttlichen Lichtes verklärt, von dem Anschauen der höchsten Ideale begeistert.

Ein weiter faltiger Mantel umhüllt die Gestalt, die linke Hand hat eine Notenrolle erfaßt, die rechte den Griffel, bereit, das, was in der Seele glüht, für ewig in sichtbare Zeichen zu bannen; zu seinen Füßen liegt ein Lorbeerkranz, das Sinnbild unsterblichen Ruhmes. — Ich stand lange sinnend da und gedachte der schönen Zeit meiner Kindheit, wo ich zum ersten Male, an dem Geburtstage meines theuern Vaters, eine Sonate des großen Meisters gespielt. Ich genoß nochmals im Geiste jenes Entzückten, das ich empfand, als ich an meinem Geburtstage, der dem des Vaters bald folgte, des Morgens erwachte und auf dem Geburtstagstische die Büste Mozart's und daneben seine Lebensbeschreibung fand. Ich hatte dem Bilde später einen kleinen, blumengeschmückten Altar in der Ecke des Wohnzimmers errichtet, und unter demselben die wechselnden Schicksale des großen Meisters an mir vorüberziehen lassen. — Da legte sich eine Hand auf meine Schulter und weckte mich aus meinen Träumereien. Es war mein Gastfreund, der hinter mir stand. „Entschuldigen Sie,“ sprach er freundlich lächelnd, „daß ich Sie aus Ihrer andächtigen Beschauung herausreiße, aber Sie wollen doch noch mehr sehen.“ — „Ganz recht,“ erwiderte ich, „aber welcher Genuß ist würdig sich dem anzureihen, der mir soeben zu Theil wird?“ — „Gehen Sie zum Pater Petrus, aber beeilen Sie sich, es ist schon  $\frac{1}{4}$  11 und Punkt  $\frac{1}{2}$  11 beginnt er,“ sprach mein Wirt. „Wer ist Pater Petrus?“ fragte ich. „Was? Sie haben noch nie von dem merkwürdigen Franziskanermönch gehört? Um desto besser! dann wird die Überraschung für Sie eine doppelte

sein, ich will Sie bis zum Eingange des Klosters begleiten.“ Wir schritten an der imposanten Domkirche, ein nach dem Muster der Peterskirche in Rom aufgeführter Marmorbau, vorüber und gelangten bald an die Pforte des alterthümlichen Klosters, wo sich mein Freund, nachdem er die Klingel gezogen hatte, verabschiedete. Von unsichtbarer Hand wurde die Thüre von innen geöffnet und ein Mönch, der aus seiner Zelle trat, sagte mir lakonisch: „Im dritten Stod.“ Ich stieg die aus rothem salzburger Marmor gehauenen Treppen empor, und gelangte in einen langen, gewölbten Gang, wo auf der einen Seite die Zellen der Mönche angebracht sind, auf der andern hohe Bogenfenster, durch die man auf zierliche mit Springbrunnen geschmückte Gärten sieht. Es war bereits eine ansehnliche Menge Leute versammelt, die erwartungsvoll nach der Richtung sah, von welcher der Pater kommen sollte. Ich dachte inzwischen nach, was es eigentlich mit dem Pater für eine Bewandnis habe, und kam zum Schluss, er müsse wohl ein ausgezeichnete Musiker sein. Nur so konnte ich mir die Worte meines klugen Wirtes erklären. Jetzt hallten Schritte. Ein Greis, im härenen Gewande, mit Sandalen an den Füßen, von mehreren jungen Mönchen umgeben, kam auf uns zu. Von seinem ersten Angesichte wallte ein langer Silberbart auf die Brust und gab der ganzen, über die gewöhnliche Größe hinausragenden Gestalt etwas sehr Ehrwürdiges. „Ist das Pater Petrus?“ fragte ich den neben mir Stehenden. „Nein“, war die kurze Antwort. Da meine Erwartung auf's höchste gespannt war, wurde mir die Weile recht lange. Ich betrachtete daher die Bilder, welche die Wand bedeckten. Es waren Heiligenbilder aller Art, die durchaus nicht viel Kunst verriethen; ein Plan der Stadt Salzburg vom 16. Jahrhundert erregte eben meine Aufmerksamkeit in höherem Grade, als sie

von einem andern Bilde abgezogen ward, von der Darstellung der Schlacht bei Leipzig. Wie kommt dieses Bild wilden Kampfes hierher an diesen Ort des Friedens? Hat sich vielleicht ein Herz, das sein Glück im Schlachtenruhm gesucht und nicht gefunden, enttäuscht hierher geflüchtet in diese stillen Mauern, und zur Erinnerung an vergangene Tage, an entschundene Hoffnungen und Wünsche dies Bildnis angebracht? Vielleicht ist damals der Hilferuf des von dem Tyrannen zertretenen Vaterlandes wiederhallend auch in diese Räume und in das Herz eines seiner Bewohner allmächtig gedrungen, der die Kutte mit dem Harnisch, das Kreuzifix mit dem Schwerte vertauscht, der hinausgezogen auf das Feld der Ehre, der gerungen und errungen den blutigen, herrlichen Sieg über den übermüthigen Korpsen, und der dann wieder zurückgekehrt, mit der großen Erinnerung den Nest des einsamen Lebens füllend. Vielleicht ist dieses Bild ein Zeichen der Erinnerung. Vielleicht — doch, was entsteht da für eine Bewegung! Ein greiser, freundlich lächelnder Mönch nähert sich der Gruppe der Harrenden, die sich tief verneigen. Das ist Pater Petrus. Er eilt auf eine Thüre zu, an der sein Name steht, öffnet sie und ladet mit freundlicher Handbewegung zum Eintritte ein. Der Pater mußte unter seinen Gästen mehrere Bekannte getroffen haben; er knüpfte ein Gespräch an, welches mir Zeit gab, die Zelle näher zu besichtigen. Da stand eine Orgel in einer kleinen Kapelle, wie ein Altarischrein unter gewölbter Kuppel. Auf derselben war rechts das Bildnis des heiligen Petrus, links das des Paulus, in der Mitte das des Königs David, die Harfe spielend, angebracht. Dicht neben der Orgel stand ein alterthümlicher geschnitzter Schreibtisch, den in buntester Unordnung eine Menge von Schriften bedeckte. Hier und da lugten aus vergilbten Heften und Schriften weiße Blätter

mit rothen Siegeln hervor, wie zwischen welchem Laub des Herbstes ein grünes Blatt, eine winkende Frucht. Von niedlichen Postamenten blickten die Büsten Mozari's, Beethoven's, Haydn's und Bach's ernst und würdevoll hinab auf das geheimnisvolle Chaos da unten. Da tönte ganz in der Nähe schmetternder Gesang an mein Ohr. Mehrere Meisen in einem großen Käfig veranstalteten soeben mit einigen Kanarienvögeln, die zwischen dem von Ephen umrankten Doppelfenster frei herumsprangen, ein liebliches Konzert. Beim zweiten Fenster, das einem Blumengarten glich, stand ein Büchergestelle, auf dem dieselbe malerische Unordnung herrschte, wie am Schreibtisch. Auch hier lagen uralte in Leder gebundene Folianten neben elegant gebundenen Bänden und Bändchen moderner Literatur, während so manches Buch hinabgeglitten war im Lauf der Zeit auf den Fußboden, wo es eine Staubdecke über sich zog, um zu schlafen und zu träumen von fernem Tagen. Ein Buch lag aufgeschlagen da; ich warf einen verstorbenen Blick hinein: „Geschichte alter und neuer Zeit“ stand oben zu lesen. Die tief herabgebrannte Kerze, die neben dem aufgeschlagenen Buche stand, und der altmodische, gothische Armjessell davor, bezeugten, daß der Bewohner dieser einsamen Zelle, umringt von der nächtlichen Stille, sich in die Bilder alter und neuer Zeit vertiefte, ehe er dort in jenem schlichten Bette Ruhe fand, nachdem er vielleicht zuvor noch vor dem Kreuzifix in dem Betstuhle geknieet, der, von grünenden Pflanzen umringt, dastand, wie ein stilles Heiligthum im grünen Walde. — Jetzt drückte Pater Petrus dem Manne, mit dem er zuletzt sprach, innig die Hand, und setzte sich zur Orgel. Er rückte das Köppchen mehrmals hin und her, und griff dann lächelnd in die Tasten. Da zog's durch's Stübchen wie süßes Frühlingswehen, die Melodien hüpfen wie muth-

willige Lämmlein auf blumiger Weide und giengen nach und nach in eine Weise über, die alle Menschenherzen freudig berührte, welche das Glück der Mutterliebe empfunden, denn es tönte wie Wiegengesang an's Ohr. Und der Mönch lächelte so sanft, so selig, als blickte sein Geist in ferne, ferne Zeiten zurück. Nun ein Übergang und sehnsüchtig waren die Klänge, die er seinem Instrumente entlockte; doch bald brauste es dahin wie ein Sturm, den der Lenz voransetzt, um des Winters Macht zu brechen. Fauchzend und jubelnd, als wollte ein glückseliges Herz seine Wonne ausgießen über die Welt, so klang's aus dem Sturm und das Angesicht des Greises im Mönchsgewande war wie vom Sonnenschein umstrahlt. Aber bald erlosch dieser Schein, der dem Alten die Jugendfrische wieder zu geben schien, die Falten seiner Stirne wurden tief und tiefer, das Angesicht sank hinab auf die Brust, und ernst und trauernd schwall ein Choral hervor aus den Tiefen der Orgel — mir klang's wie Grabesgesang. „Hat der Greis da“, fragte ich mich, „dem andächtigen Zuhörer vielleicht seine Lebens- und Leidensgeschichte erzählt? Wie er als Knabe fröhlich gespielt, auf der Mutter Schoß selig geruht, ihren lieblichen Liedern horchend, wie er als Jüngling sehnsüchtig aufblickte zu den Idealen der Menschheit, wie er nach ihnen gestrebt, wie er gekämpft und gelitten, bis er ermattet sich nach Frieden sehnte, und ihn als Mann mit gebrochenem Herzen, mit enttäuschten Hoffnungen in des Klosters Mauern suchte? Hat er ihn gefunden? Horch, da klingt's wie Harfentönen süß und versöhnend. Woher kommt der Harfenton? Er quillt ja aus demselben Instrument, das eben Orgeltöne ergoß, durch die stille Zelle. Doch kaum hat die unsichtbare Harfe ihr Spiel begonnen, da schleichen sich Klavierstimmen glockenhelle hinein, um vereint ein freundliches Lied zu singen. Immer leiser

spricht die Harfe, nur das Klavier läßt seine fröhlichen Weisen hören. Da tönt aus demselben Kasten, der da in der kleinen Kapelle steht, eine Violine hervor, und ihre Töne kämpften mit denen des Klaviers so lange, bis letzteres ermüdet schweigt, während von der Violine Tonperlen rollen, so ergreifend und sehnsüchtig, als weinte ein schwerbeladenes Herz einsam seinen Schmerz aus. Braust eine lustige Jagd daher? Eines Waldhorns melodisches Lied tönt durch Orgelgebrause, wie des Jägers Horn durch das Rauschen des Waldes. Immer ferner und ferner. Jetzt, nur noch ein leises Echo, und jetzt Stille, tiefe Stille. — Horch, wie lieblich tönt die Flöte — die Nachtigall der Einsamkeit. Schmeichelnd schmiegen sich ihre Töne um die Seele, und bestricken sie mit neuaufliebenden Hoffnungsträumen. Und alle diese Töne, diese Melodien schlummern in dem geheimnißvollen Kasten. Er scheint unerschöpflich zu sein, denn nun folgen Weisen von Oboe, Fagott und Trompete, und all' die Stimmen dieser unsichtbaren Instrumente weiß der Meister ineinander zu verflechten und ihnen eine Seele, die mächtig fühlt, einzuhauchen. Nun noch eine Flut ernster Orgeltöne, die Harfe klingt schüchtern dazwischen, bis endlich eine Disharmonie das ganze Tongewebe grell abreißt, und dem Zuhörer wie eine gewaltsame Trennung von etwas dem Herzen theuer Gewordenem klingt. Der Beifall will sich Bahn brechen, er scheut sich in die Hände zu klatschen, Bravo! zu rufen, nur das Auge, das hellblickende der Jugend, wie das ernste des Alters, spricht ihn aus, indem es feucht zu dem Manne ausblickt, der dieses Instrument durch jahrelanges Studium erfunden, und der sein Werk so meisterhaft zu beherrschen weiß. Und wie er sich lächelnd umblickte, der liebe Greis, da neigten sich alle vor ihm und ein Mann, der eben seine Thränen getrocknet, trat

auf ihn zu und sprach: „Haben Sie sich auch einen Schüler gezogen, der ihre schöne Kunst auf die Nachwelt pflanzt?“ — „Ja, das habe ich“, sprach der Meister und blickte lächelnd hinüber, wo die jungen Mönche bisher lauschend gestanden. Einer von ihnen senkte vor dem Blicke das Haupt. — Mit Andacht verließ ich die Zelle. Unten bot ein Bruder Photographien des Pater Petrus aus. Eine liegt vor mir, während ich diese Zeilen schreibe. Sie wird stets eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens in mir wachrufen, so oft ich sie betrachte.

Seller.

## In China.

Aus dem Tagebuche eines Seeoffiziers mitgetheilt von Bernhard Löwy.

Endlich befinde ich mich nach langer Seefahrt im „himmlischen Reiche“.

Die Großsprecherei des Chinesen treibt es nämlich so weit, daß er sein China das „himmlische Reich“ und seinen Kaiser „Sohn des Himmels“ nennt.

Die Stadt Schanghai, wo wir jetzt vor Anker liegen, liegt am Wofoongflusse, in welchen wir durch den Jan-tse-Kiang gelangten. Während dieser Flussfahrt mußten wir die musterhaft angebauten, flachen Ufer mit Bewunderung betrachten. Einen noch imposanteren Anblick bot uns die hinter einem Walde von Masten sich hinziehende Stadt Schanghai dar.

Vom Ankerplatze hat man die Aussicht auf das europäische, mit Wohlstand und Bequemlichkeit überhäufte Stadtviertel. Hat man dessen langen und prächtigen Quai zurückgelegt, so gelangt man erst in die eigentliche, mit Mauern umgebene

chinesische Stadt. Sie ist, wie die meisten chinesischen Städte, zusammengedrängt und unrein.

Die Gassen sind schmal, und dabei herrscht stets ein reges Leben und Treiben in ihnen. Hier, wie in allen übrigen Seep lägen, macht sich die Übervölkerung auf jedem Schritte bemerkbar, so daß Fahren und Ketten dajelbst zur Unmöglichkeit wird, und nur die Sänfte im Gebrauch ist

Die Stimmung der Chinesen ist in den nördlichen Provinzen dem Fremden gegenüber weit günstiger, als es in den südlichen der Fall ist. Hier wird man weder „rothhaariger Barbar“ geschimpft, noch werden einem Steine nachgeworfen; man wird vielmehr wohlwollend behandelt und selbst vielseitig mit einem „Tschin-Tschin“ begrüßt. Die Aufgeblasenheit und Geringschätzung aber ist von Seite der Vornehmen gegen fremde Völker sehr groß, denn sie glauben in der That an das Himmlische ihres Reiches und können deshalb immer noch nicht begreifen, wie ein anderer Herrscher dieselben Titel und Würden beanspruchen könne, die nur dem chinesischen Kaiser — nach ihrer Ansicht — zustehen.

Die Regierungsform in China ist patriarchalisch = despotisch. Das Volk wird als eine große Familie betrachtet und der Kaiser als deren Oberhaupt und als Statthalter Gottes auf Erden.

Das chinesische Rangsystem hängt ängstlich an ihren Abzeichen. Der Kaiser trägt das Drachenbild, das Feldzeichen des Reiches, auf der Brustplatte, die Minister führen den Drachen auf dem Rücken und den fabelhaften Vogel Greif auf der Brust. Die neun Klassen der Zivil- und Militär-Mandarinen haben je ihr Thierbild auf ihrer Amtskleidung. Die Zivilbeamten lauter Vögel und die Offiziere nur Säugethiere. Auch hat jede Klasse ihren eigenen Hutknopf, derjenige

der beiden ersten ist roth, der der beiden nächsten blau, der der fünften ist kristallhell, der der sechsten milchweiß und jener der siebenten, achten und neunten Klasse kupfern. Endlich tragen viele Mandarine auch eine Pfauensfeder am Hute, diese bezeichnet jedoch keinen bestimmten Rang, sondern ist blos eine Ordens-Decoration.

Das Militär wird nicht viel beachtet und gehört in die letzte Klasse.

Die Kriegswissenschaft hat keine namhaften Fortschritte gemacht und darum wird auch eine chinesische Kriegsmacht, einer viel kleineren europäischen gegenübergestellt, stets den Kürzeren ziehen, obwohl der chinesische Berthold Schwarz viel eher gelebt hat, als der deutsche.

Wenn die Mandarinen von Amtswegen mit einer, dem Fremden auffallenden Feierlichkeit und Würde auftreten, so ist dies eine ihnen durch das Herkommen auferlegte Maske, die nur augenblicklich den leichten ausgelassenen Sinn verbirgt, der dem ganzen Volke eigenthümlich und einer seiner liebenswürdigsten Züge ist. Nicht minder wird man aber auch der Schattenseiten an ihnen gewahr. Falschheit und Verstellung, Hänfemacherei, Hochmuth, Charakterlosigkeit und Mangel an Herz treten im Beamtenstande vielleicht noch schärfer, als in den Volksklassen hervor. Im Ganzen genommen ist China ein großer Handelsmarkt, wo jeder nur seinen niederen, irdischen Interessen nachjagt.

Von den Matrosen auf unserem Schiffe haben einige Lust hier zu bleiben. Sie lassen sich wahrscheinlich durch den hohen Lohn, den jeder Europäer hier gewärtigen kann, dazu verleiten. Dieser ungewöhnliche Lohn ist nichts als Illusion, da man in Europa mit dreißig Kreuzern besser daran ist, als hier mit drei Gulden.

Für eine Tasse Thee mußte ich in einem Theehaufe zwei Gulden zahlen.

Daß die Theehäuser hier zahlreich sind und die Stelle unserer Kaffeehäuser vertreten, war mir schon bekannt, nur finde ich, daß sie auf eigens dazu bestimmten Plätzen gebaut und mehrere auf einem Punkt gruppiert sind. Dasjenige, welches ich besuchte, befand sich auf einem Plage, wo ein kleiner See, Brücken, Nisse, Obelisken, Wäldchen, kurz eine romantisch pittoreske Landschaft künstlich hingezaubert stand. Neben den zahllosen Verkaufsbuden war der Platz mit öffentlichen chinesischen Theater-, Deklamatoren-, Taschenspieler- und anderen Gauklerbuden überfüllt.

Die Chinesen werden weit mehr von der Gewinnjucht beherrscht, als unsere ersten Goldjäger, und bemühen sich besonders, den Fremden mit vieler Unverschämtheit zu pressen. Es ist dies aus der unerhörten Forderung für eine Tasse Thee einigermaßen zu ersehen.

Gestern war ich in einer Theefabrik, deren es hier viele gibt, da in keinem anderen Lande der Verbrauch an Thee so groß sein mag, als in China, und überdies noch etwa an 90 Millionen Pfund nach Rußland, Nordamerika und England ausgeführt werden.

Als ich in die Säle der Theefabrik gelangte, fand ich daselbst viele Hunderte chinesischer Mädchen um die langen Tische gereiht und mit der Durchsuchung und Reinigung der bereits an der Sonne getrockneten Theeblätter beschäftigt, indem sie die kleinsten und zugleich tadellosen Blätter herausklaubten und in einen nebenan stehenden Korb warfen, während die großen und verdächtigen Blätter als wenig tauglich wieder abgesondert gesammelt wurden. Nachdem der dermaßen sortierte Thee einer nochmaligen und strengen Durchsicht unterzogen

worden, bringt man ihn in einen anderen Saal, welcher mit vielen eingemauerten Kesseln versehen ist, die von unten erhitzt werden. In jeden dieser Kessel, dem ein eigener Arbeiter vorsteht, wird der beiläufig zwölf Pfund betragende Inhalt eines Theeforbis hineingethan und beständig umgerührt. Nach einiger Zeit kräuseln sich durch die Hitze des Feuers die Theeblätter und ein leichter Rauch entsteigt zuweilen dem Kessel, worauf der überwachende Leiter zwei Löffel eines feinen Pulvers, bestehend aus sechs Theilen Berlinerblau und vier Theilen Gyps, unter fortwährendem Umrühren in den Kessel wirft. Dadurch erhält der Thee einen besonderen Glanz, eine Azurfarbe, was in Amerika und dem westlichen Europa irrigerweise als natürliche Eigenschaft einer besonderen Theegattung angesehen wird. Zwanzig Minuten nach dem letzten Vorgange wird der Thee aus den Kesseln herausgenommen, abgekühlt und durch drei, je verschieden gelöcherte Körbe gestiebt. Auf diese Art erhält man drei Theegattungen, welche durch die ungleiche Größe der gerollten Blätter entstehen.

Im Hafen war anfangs unser Schiff von chinesischen Booten sehr umringt, so daß nur durch Gewaltanwendung ein Theil derselben verschleucht werden konnte, um jedoch im nächsten Augenblicke wieder zu kommen.

Jedes Boot bot etwas Anderes zum Verkauf. Komisch war es bei dem Handel unserer Leute mit den Chinesen anzusehen, wie man sich gegenseitig durch eifrige Zeichen und Gebarden verständlich zu machen suchte. Ein Jeder drängte sich, um Etwas zu verdienen und so schrien sie Alle durcheinander um die Wette, lächeln den Ankommenden freundlich an und ist es ihnen möglich, Etwas von seinem Gepäcke zu erhaschen, so reißen sie es an sich und zwingen ihn auf diese Weise selbst mitzufolgen. Unter der großen Zahl der sich

allenthalben bewegenden Boote wird man wenige finden, worin nicht Frauen, mirrudernden und das oft mit an die Hüften oder den Rücken gebundenen Kindern.

Solcher Familien, die kein anderes Obdach als das Boot haben, gibt es hier viele Tausende und sie bilden die schwimmende oder die Boots-Stadt.

In den Straßen ist des Tages über eine Geschäftigkeit und ein Leben, wovon man sich nur sehr schwer einen Begriff macht. Die Häuser sind bis an's Dach mit bemalten und goldbeschriebenen Tafeln, die nebst Firmen auch Sprüche des Konfuzius (des chinejschen Religionsstifters) enthalten, bedeckt.

## Ein Indianer-Märchen.

Die Theilung der Welt.

Als der große Geist die Flüsse, die Lust und den Wald geschaffen und sie mit allerlei Thieren belebt hatte, beschied er den rothen Mann und seinen jüngeren Bruder, den weißen, zu sich in seine Wohnung, und zeigte ihnen die vielen Büffel, Bären, Ottern, Viber u. s. w. „Seht,“ sagte er, „diese meine Geschöpfe gebe ich euch zum Eigenthum, ihr sollt über sie herrschen und sie sollen euch zur Nahrung dienen.“ Darauf begann er sie zu vertheilen. Der rothe Mann, den er am meisten liebte, weil er ein munterer, kräftiger und furchtloser Bursche war, erhielt die stärksten und wildesten Thiere: den Panther, Büffel, Bison und Hirsch, und von Vögeln: den Adler, Habicht, Truthahn, die Gule u. s. w. Dem weißen Manne wurde das Schaf, Schwein, die Kuh, die Ente und Gans zugetheilt, und von den Fischen erhielt er nur die dünnen und leichten, die man bequem mit der Angel heraus-

ziehen kann, während die des rothen Mannes so dick und lang waren, daß er große Speere brauchte, um sie zu fangen.

Darauf nahm der weiße Mann die ihm zugetheilten Thiere und trieb sie auf eine freundliche Ebene mit fettem Boden und üppigem Grase. Dort zähmte er sie und band Pferde und Ochsen zum Fahren und Pflügen zusammen, aß das Fleisch des trägen Schweines und machte sich aus der Wolle des geduldigen Schafes Kleider.

Der rothe Mann wickelte seine Thiere in eine große Decke, die er zufällig bei sich hatte, und legte sich dann schlafen. Nach einigen Tagen erwachte er wieder, doch als er sich nach seinen Thieren umsah, waren sie alle verschwunden. Sie waren während seines Schlafes herausgetrochen und hatten sich in Wald und Feld einen angenehmeren Aufenthaltsort gesucht. Um sie wieder einzufangen, mußte er nun das Geschäft des Jagens betreiben, das ihm so viel Vergnügen machte, daß er es später nie bereute, zu jener Zeit geschlafen zu haben. Auch seine Nachkommen haben ihm deshalb nie einen Vorwurf gemacht.

R. Knorr.

## Räthsel.

1. Ich werde gepresst und geklopft, bleibe trotzdem aber immer wichtig. Ja ich bin eine Quelle der Weisheit und diene auch zur Unterhaltung. Kennst du mich?
2. Das Erste dampft, das Zweite fängt;  
das ganze faßt am Himmel hängt.
3. Mit **T** ein Vogel,  
mit **P** ein Papier,  
mit **L** ist's ein Mensch gar  
im Norden von dir.

## Der Baum im Hut.

Der Jardin des Plantes in Paris ist eine prachtvolle Anlage, voll der seltensten Thiere und Pflanzen. Unter letzteren zeichnet sich besonders eine Eeder durch ihre Stärke und ihr mächtiges Laubdach aus, das wohl nahezu hundert Menschen Schatten zu spenden vermag. Noch merkwürdiger erscheint aber der Baum, wenn man seine Geschichte kennt.

Vor beinahe 130 Jahren bereiste Bernhard von Jussieu, ein berühmter Botaniker, Kleinasien und bestieg auch den Libanon. Das Herz des Gelehrten pochte freudig, als er die Cedern erblickte und er faßte den Plan, einen dieser herrlichen Bäume nach Frankreich zu verpflanzen. Lange lag er träumend im Grase und überlegte hin und her. Ein lebensfähiger Setzling war leicht zu finden, aber woher in der menschenleeren Gegend ein Gefäß herbeischaffen, in welches der Setzling gepflanzt werden könnte? Da fiel sein Blick auf den Hut, den er neben sich hingestellt hatte. Plötzlich zuckte ein Gedanke durch seine Seele, hastig sprang er empor, nahm den Hut, füllte ihn mit Erde und setzte den kleinen Cedernstamm hinein. Mühsam, doch glücklich brachte er das Bäumchen an Bord des Schiffes, wo er mit schallendem Gelächter empfangen wurde. Doch das kümmerte unsern Gelehrten sehr wenig und selbst die fortgesetzten Neckereien waren nicht im Stande, ihn zu bewegen, seinen jungen Zögling in ein passenderes Gefäß zu verpflanzen, er fürchtete, es könnte ihm schaden. Doch die Fahrt dauerte länger als ursprünglich beabsichtigt wurde, das Wasser gieng schon zur Neige und die Passagiere erhielten bloß täglich ein Glas, um ihren Durst zu löschen. Doch Jussieu theilte sein Wasser getreulich mit seinem Zögling und als dieser mit der kleinen Portion

nicht zufrieden zu sein schien, legte er sich selbst die größten Entbehrungen auf, um dem Cedernbäumchen alles Wasser zu Theil werden lassen, dessen er habhaft zu werden vermochte. Wie glücklich war unser Gelehrter, als er in den Hafen von Marseille einlief. Doch dort drohte dem kleinen Fremdling, dem sein ganzes Herz gehörte, eine neue Gefahr. Die Zollbeamten wollten nicht glauben, daß Zussieu seinen Hut dem kleinen unscheinbaren Bäumchen aufgeopfert habe, sie argwöhnten, in den Wurzeln desselben seien Perlen, Diamanten oder andere Kostbarkeiten versteckt, die Zussieu einschmuggeln wolle und drangen darauf, das Bäumchen müsse herausgerissen und sorgfältig untersucht werden. Der geängstigte Botaniker betheuerte tausend Mal, das Bäumchen habe um seiner selbst willen die Seereise im Hute mitgemacht, er erzählte wiederholt dessen Geschichte, bat, flehte, weinte; doch dies hätte ihm wenig geholfen, hätte der Kapitän des Schiffes nicht sein Ehrenwort verpfändet, es sei so, wie Zussieu erzähle und nicht anders.

Im Triumphe führte nun der Gelehrte seinen Schatz nach Paris, dort wurde er in den Jardin des plantes übersezt und noch heute grünt er zur Freude unzähliger Menschenherzen.  
Armin.

### Ein Lebensretter.

„Was wollen Sie?“ — „Ich wollte bloß unterthänigst gebeten haben, daß mir bewilligt würde, meinen rechtlichen Anspruch auf die Rettungsprämie von fünfundzwanzig Gulden geltend machen zu dürfen.“ — „Sie haben ein Menschenleben gerettet — welches? — wann? — wo? — wie?“ — „Erlauben Ew. Gnaden, Herr kaiserlicher Rath, daß ich

Ihnen den wunderbaren Vorfall, kurz und einfach wie er ist, erzähle: Ich bewohnte eine Dachkammer des dreistöckigen Hauses in der Pechgasse, das heute Nachts ein Raub der Flammen wurde. Schlaftrunken vergaß ich in der ersten Verwirrung auf meine eigene Sicherheit. Erst als mir der gewöhnliche Weg durch den Zusammensturz der Treppe versperrt war, erkannte ich die ganze Größe der Gefahr, in der ich schwebte zwischen Himmel und Erde. Da war keine Zeit mehr zu verlieren. Ohne lange zu überlegen, schwingte ich mich über das bereits von Flammen bedrohte Dachfenster — ein kühner Sprung, und ich rettete nun so mit eigener Lebensgefahr mein Leben.“

F. A. Christian.

### Ein seltsamer Zeuge.

Vor Alexander von Medici, einem weisen und gerechten Fürsten, der im 16. Jahrhunderte in Italien regierte, traten zwei Männer hin, um sich einen Urtheilsspruch in einer verwickelten Streitsache zu erbitten. Der eine erzählte, er habe dem andern, seinem Freunde, 200 Dukaten geborgt, und nun leugne der Schuldner, überhaupt etwas empfangen zu haben. „Ich habe ihm das Geld aus Freundschaft ohne Interessen geborgt, weil ich ihn aus seiner Nothlage retten wollte, und wenn mir auch der Verlust des Geldes recht schmerzlich wäre, denn ich bin kein reicher Mann, so thäte es mir noch mehr wehe, in meinen alten Tagen den Namen eines ehrlichen Mannes zu verlieren, den ich mein Leben lang rein und fleckenlos zu erhalten strebte.“ So sprach der eine. „Hätte ich je ahnen können, daß du in der Huchelei solche Meisterschaft erlangt hast, nie wäre mein Name mit dem deinen genannt worden. Ich verliere in dir nicht allein einen Freund, ich

verliere mit dir allen Glauben an Wahrhaftigkeit und Freundschaft. Wie kannst du dich unterfangen mit solch' erheuchelter Ehrlichkeit in Miene und Sprache vor unserem allergnädigsten Herrn ein solches Märchen zu erzählen!" rief der andere entrüstet aus. „War denn niemand zugegen, als du ihm das Geld borgtest?“ fragte der Fürst. „Niemand, als ein alter Balken, auf welchem ich ihm die 200 Dukaten aufzählte, die ich bis dahin in einem besonderen Ventel verwahrt hatte. Zum Beweise der Rechtllichkeit meiner Forderung kann ich noch anführen, daß, als ich das Geld zum zweitenmale zählte, unerklärlicher Weise ein Dukaten fehlte. Obwohl ich nun sicher wußte, volle 200 Dukaten hingeählt zu haben, erzeigte ich den fehlenden Dukaten dennoch.“ — „Und du bleibst bei deiner Behauptung, von diesem Manne kein Geld empfangen zu haben?“ wandte sich der Fürst an den Angeklagten. „Gewiß,“ erwiderte der Angeredete, „wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, die ich nöthigen Falls mit einem Eide bekräftigen kann.“ — „Nun, so bleibt nichts anderes übrig,“ sprach der Fürst zum Kläger, „als du holst uns den Balken herbei, den einzigen Zeugen, den du hast!“ In einer Weile, nachdem sich der Kläger entfernt hatte, wandte sich Alexander zu dem Angeklagten lächelnden Mundes und sprach: „Der wird wohl lange wandern müssen, um den Balken zu finden, vielleicht überlegt er sich's unterwegs und läßt von seiner Forderung ab.“ Diese gnädigen Worte brachten den Mann um alle Vorsicht, die er bis dahin bewahrt hatte, und er sprach: „Freilich kann geraume Zeit vergehen, denn der Balken ist ziemlich entfernt.“ — „So!“ rief der Fürst überrascht aus, unterdrückte aber seine aufsteigende Vermuthung und wandte sich andern Geschäften zu. Wieder war eine geraume Zeit vergangen, als sich der Fürst wieder an den Schuldner wandte. „Und es war wirklich

niemand dabei, als der alte Balken?" fragte er. „Niemand!“ erwiderte der Mann, der seine Rolle ganz vergaß. Flammendes Blicks eilte der weise Richter auf den Angeklagten hin und wollte ihm sein Urtheil zudonnern, als die Thüre sich öffnete und der Kläger, den Balken auf der Schulter, im Eingang erschien. Er warf ihn auf den Boden, daß es laut krachte, zugleich aber flog aus einer Spalte des Holzes der vermißte Dukaten heraus. „Schurke, nun bist du überwiesen!“ rief der Fürst zornglühend aus, „dieser morsche Balken war das Werkzeug des höchsten Richters, deinen Betrug und deine Heuchelei zu enthüllen. Du wirst dem Manne sein Gut zurückerstatten und in dem tiefsten meiner Kerker Jahr und Tag Zeit haben, über die Wahrheit nachzudenken, daß Recht und Gerechtigkeit ewig bestehen, und daß Gott auch Lebloses zum sprechenden Zeugen macht wider die Schuld.“

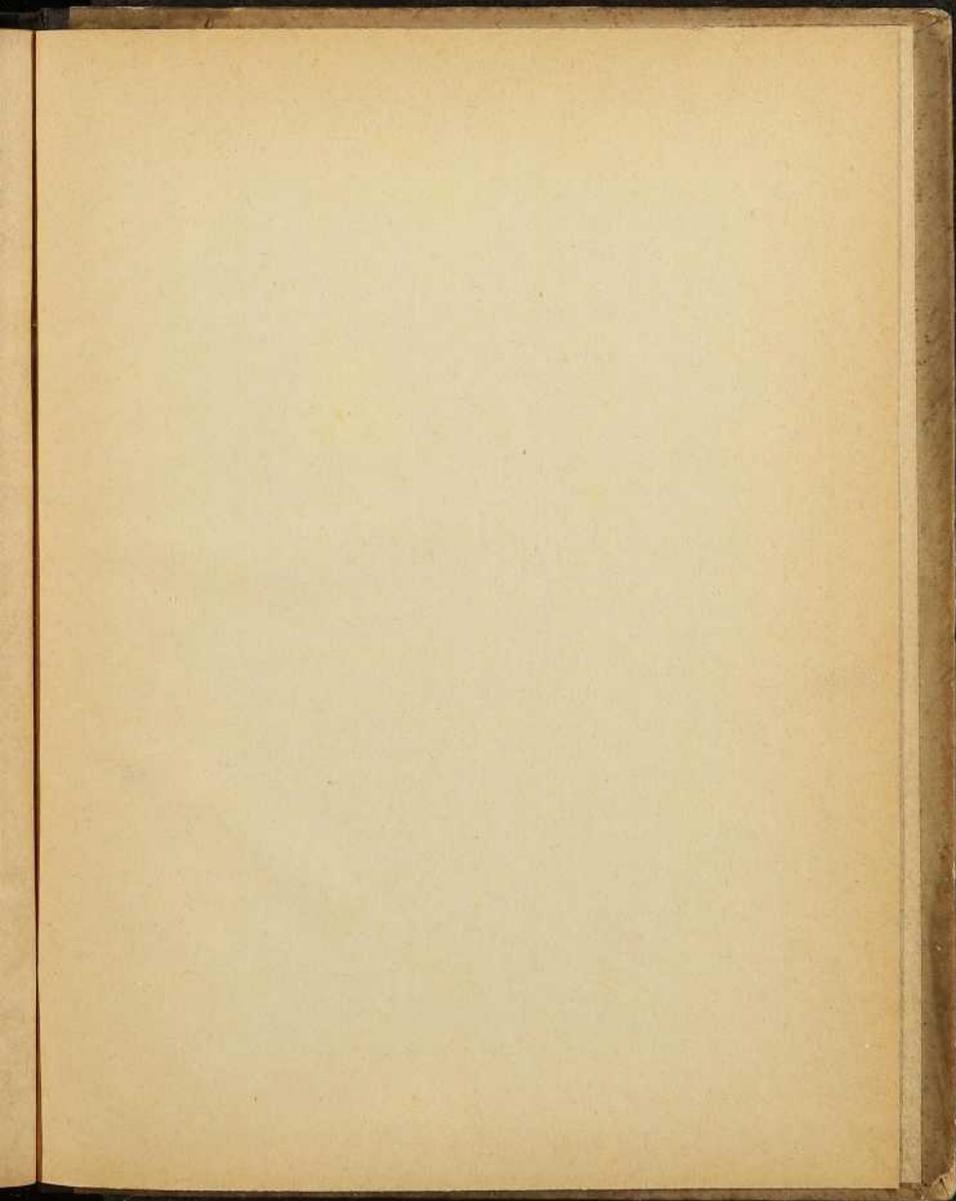
R. Köhler.

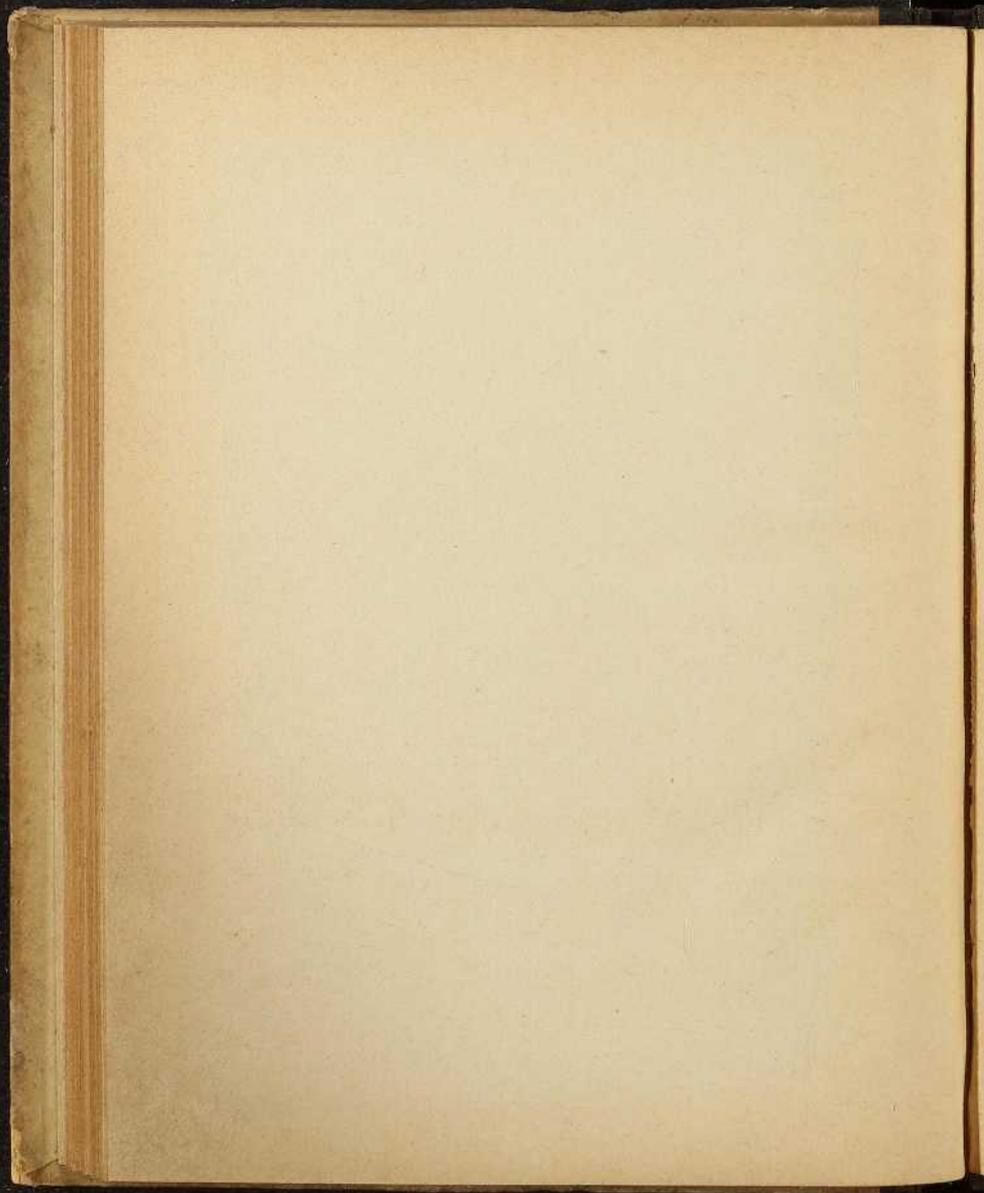
## Die Löwenfamilie.

Wildfunkelnden Auges, blutleczender Zunge hat er die nächtliche Wüste durchheilt, der König der Thiere, sein rollendes, donnerähnliches Gebrüll eilte ihm voran durch die geheimnisvolle Stille, es schreckte die Thiere empor aus ihrer Ruh', seinem gierigen Rachen entgegen. Sein stolzer Blick schweift dahin durch die Heerde des fliehenden Wildes, sich ein Opfer seiner Jagd zu erwählen. Er hat es gefunden. Er legt sich nieder, unverwandt hängt sein Auge an dem zitternden Thiere, — ein gewaltiger Sprung und die scharfen Klauen graben sich tief hinein in den Nacken des dem Tode geweihten Thieres, es ächzt, es stöhnt, es zittert, von den Vorschauern des Todes erfaßt; den Räuber rührt es nicht,

mit Lust trinkt er das warme Blut, das herniederrinnt in Strömen, von den zitternden Stralen des Mondes schaurig erhellt. Nun zuckt er nicht mehr, der zerfleichte Leib, und wie eine Kage das Mäuslein, nimmt der Löwe das Wild zwischen die Zähne und trägt es in die Höhle heim, wo das hungernde Weibchen und die Jungen der Beute harren. Die blutige Mahlzeit ist zu Ende, der Löwe blickt stolz in die Ferne, Gedanken scheinen ihn zu beschäftigen, oder hat er etwas entdeckt, was seine Raubgier von neuem reizt? Die Löwin blickt hin auf die muthwillig spielenden Zungen; wenn sie auch in Gier nach Jagd und Blut ihrem Herrn und Gebieter nicht nachsieht, jetzt durchziehen sie mächtigere Triebe, die auch das Herz der Bestien bezähmen, vor deren Macht sie sich beugen — die der Mutterliebe.

Armin.





RD, - 183



118

# Bunte Blätter.

Ein Büchlein  
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben  
von  
J. Heller und K. Chr. Dessen.

Zweite Auflage.

Wien.  
Druck von August Corius.



ZS175

Q2

UB BIELEFELD

9.17

990/4483329+01



K

KL2

99

ZS175

Q2

[1877?]